

Mythos Heidelberg 2006

Michael Santak

1957 in Königstein (Taunus) geboren. Magister Artium in den Fächern „Neuere Deutsche Literaturwissenschaft“, „Soziologie“ sowie „Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie“. Seit 1978 journalistisch tätig. Lebt seit 1989 in Heidelberg.
www.michael-santak.de, E-Mail: info@michael-santak.de

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie. Detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Michael Santak (Hrsg.)
Mythos Heidelberg 2006

Titelbild: S-Printing-Horse vor European Media Laboratory
der Heidelberger Druckmaschinen AG
Abbildungen im Innenteil: Alfred Aschoff, Heidelberg
Umschlaggestaltung: Jens Hartmann, Heidelberg

© DSV – Dubravka Santak Verlag, Heidelberg
Telefon 06221-786587, Fax 06221-783823
www.dubravka-santak-verlag.de
E-Mail: info@dubravka-santak-verlag.de

Erste Auflage, November 2005
ISBN 3-9810515-0-5

Michael Santak (Hrsg.)

Mythos Heidelberg 2006

Ein Bürgerbuch von und für Heidelberg-Fans

DSV

INHALT+++ INHALT+++ INHALT+++ INHALT

Editorial

Michael Santak *Kleine Stadt, großes Gefühl* 7

Interviews

Christine Gebhard *Bye-bye Heidelberg* 11

Joachim Gerner *Tendenz zur Toskana* 11

Willi Heinrich *Heidelberg mit dem Herzen erfahren* 14

Rainer Holm-Hadulla *Kreatives Flair* 16

Eckart Würzner *Stadt am Fluss* 19

Gedichte

Sonja Baum *Frühling im Herbst* 22

Sonja Baum *Grauer Novemberfrühlingstag* 22

Peter Goes *Heidelberg blickt mich an* 23

Werner Haag *Die alte Stadt und das Meer* 24

Stefania Kamieniecka *An der Hauptstraße* 24

Maria Kopp *Der Gast zum Grausen* 25

Paula Mack *Das Schloss zu Heidelberg* 27

Paula Mack *Neue Bergbahn* 28

Beth O'Keefe *Zum Schloss hinauf* 29

Mircea Pop *Ewiges Heidelberg* 31

Michael Santak *Goethe am Gaisberg* 32

Michael Santak *Zeit der Kuscheltiere* 33

Johann Strehler	<i>Frühling, wo ich dich begrüßte</i> 34
Johann Strehler	<i>Lob auf Handschuhsheim</i> 35
Artur Wettstein	<i>Alt Heidelberg I</i> 36
Artur Wettstein	<i>Alt Heidelberg II</i> 37
Edith Zeile	<i>Mulier Heidelbergensis</i> 37

Geschichten

Sonja Baum	<i>Wiedersehen mit Heidelberg</i> 40
Katharina S. Blesch	<i>Uni mit Stadt</i> 41
Hans Dölzer	<i>Lau ist die Maiennacht</i> 44
Birgit Erwin	<i>Blaue Stunde</i> 47
Birgit Erwin	<i>Night Blues</i> 50
Marion Geelhaar	<i>Memories</i> 55
Ouliana Gorbolskaia	<i>Grüße aus Heidelberg</i> 59
Werner Hacker	<i>Jan Ernstl</i> 60
Werner Hacker	<i>Wo steht das schönste Schloss?</i> 62
Willi Heinrich	<i>Der Charme der alten Dame</i> 66
Ludwig C. Heyer	<i>Frühnebel</i> 70
Walter Jost	<i>Mike, unser Hollywoodstar</i> 71
Susann Rosemann	<i>Nutze die Zeit</i> 78
Ana Santak	<i>Einfach weg</i> 82
Michael Santak	<i>Das Spiridon-Projekt</i> 86
Michael Santak	<i>Kafka in der Ruperta Carola</i> 114
Michael Santak	<i>Rechtschaffene Rache</i> 116
Michael Santak	<i>Thomas Mann im Ritter</i> 120

Evelyn Schäffer	<i>Rosenrot</i> 122
Elke Seiler	<i>Sie kam und blieb</i> 125
Eliska Suchankova	<i>Die Mannheimer Schule</i> 130
Edith Zeile	<i>Am Fuße des Heiligenbergs</i> 132

Essays

Thomas Demele	<i>Heidelberg als Mensch betrachtet</i> 135
Rudi Dorsch	<i>Der Bettelvogt von Heidelberg</i> 136
Rudi Dorsch	<i>Der Ritter und die steinerne Braut</i> 139
Gisela Hofmann	<i>Dem Mythos so nah</i> 141
Stefania Kamieniecka	<i>Hermann Lehmann, Heidelbergliebhaber</i> 145
Stefania Kamieniecka	<i>Peter Sinn: Herz an Handschuhsheim verloren</i> 147
Stefania Kamieniecka	<i>Gustav Knauber: Rohrbacher Herzen</i> 149
Michael Santak	<i>Wer hat Angst vor Heidelbergs Söhnen?</i> 150

Zugabe

Anneliese Richter	<i>Sind Sie ein echter Heidelberg-Fan?</i> 160
Events	<i>Heidelberg 2005 und 2006</i> 165
Autoren	<i>Mythos Heidelberg 2006</i> 166
Aufruf	<i>Mythos Heidelberg 2007</i> 170
Inhalt	<i>Mythos Heidelberg 2005</i> 172
Rezensionen	<i>Mythos Heidelberg 2005</i> 174

EDITORIAL+++EDITORIAL+++EDITORIAL++

Michael Santak

Kleine Stadt, großes Gefühl

Dieses Bürgerbuch bringt Literatur von der Basis und liefert eine Plattform für literarische Texte unterhalb des Radars der Verlage, der vor allem auf Höhenkammliteratur ausgerichtet ist. Der Impuls, seinen Gedanken und Gefühlen sprachliche Gestalt zu geben, hat sich demokratisiert und er scheint in Heidelberg besonders stark zu sein. Folgerichtig gibt es dieses Bürgerbuch von und für Heidelberg-Fans.

Wozu schreiben Heidelberger über Heidelberg? Nicht, um geliebt und gelobt zu werden, sondern vielmehr, um lieben und loben zu dürfen. Sie tun es, um ihrer Liebe zu Heidelberg Ausdruck zu verleihen. Sie lobpreisen die weltberühmte Stadt am Neckar, damit ihr Gefühl für Heidelberg kein laues, rasch verwehendes Gefühlchen bleibt, sondern sich artikuliert und manifestiert in Geschichten und Gedichten, die denen, die das Heidelberggefühl ebenso empfinden, nicht gleichgültig sein können, sondern ihnen etwas bedeuten, sie erhöhen und zugleich den zeitlosen Mythos, den diese beschauliche Stadt umweht, nähren und weiterleben lassen.

„Mythos“ klingt in unserer nüchternen Zeit ziemlich übertrieben. Was hat es damit auf sich? Ein Mythos lässt sich mit einem Geist vergleichen – nur erschrickt er niemanden, sondern erhebt und erheitert jene, die glauben, ihm begegnet zu sein, und die ihn nun im Herzen tragen. Seiner habhaft zu werden, erweist sich dagegen als ebenso schwierig wie einen Traum wiederzugeben oder ein Wunder zu beschreiben. Gibt es ihn denn überhaupt, den Mythos Heidelberg? Besitzt Heidelberg dieses gewisse Etwas, dieses Mehr an Flair und vielleicht auch an Geist als andere Städte? Oder wird das vage Bedürfnis seiner Bewohner und Besucher nach Bedeutung und Bindung bloß folkloristisch und kulturindustriell ausgebeutet und mit einer Scheinbefriedigung abgespeist?

Wird mit dem hochtrabenden Wort „Mythos“ nicht eher das exklusive Markenzeichen „Heidelberg“ zur parasitären Handelsmarke verflacht, die jedem beliebigen Gegenstand angeklebt oder wahllos jeder

Geschichte als suggestive Kulisse hinterlegt werden kann – ein Marketingtrick, auf den viele nur allzu gern hereinfliegen? Handelt es sich beim Mythos Heidelberg also um kommerziellen Kitsch für verträumte Leute mit Hang zur Nostalgie und zur Romantik oder gar zur Regression? Um Eskapismus und Flucht aus dem falschen Leben?

Lassen wir uns von solch ketzerischen Überlegungen nicht abschrecken und fragen ganz einfach: Wohnt der Stadt am Neckar ein besonderer Zauber inne? Für viele, die Heidelberg kennen, gibt es das besondere Heidelberggefühl tatsächlich. Für sie ist Heidelberg eine Stadt zum Verlieben, eine Heile-Welt-Oase, eine Traumstadt mit Wohlfühlambiente. Die Lektüre der zahllosen Heidelbergbücher macht das evident. In diesen Reiseführern und Heimatbüchern kommt vor allem die Lebenslust und Weltoffenheit Heidelbergs zum Ausdruck. Dringt man tiefer ein, erkennt man: Der Mythos Heidelberg ist – durchaus im Sinne eines „es war einmal“ – mit historischen Ereignissen, speziellen Örtlichkeiten und bestimmten Personen assoziiert, um die sich bekannte Anekdoten ranken. In diesen mythischen Geschichten bilden sich allgemeine Hoffnungen und Sehnsüchte sowie Ängste und Konflikte ab, die auf die beschriebenen Personen und Geschehnisse projiziert und somit erfahrbar werden. Man denke nur an die schlagfertige Liselotte (exportiert), den trinkfreudigen Perkeo (importiert), an Student Prince (inszeniert) samt den zugehörigen Professoren oder an die Werke der eingereisten romantischen Dichter, die sich in Heidelberg von der Muse küssen ließen. Dieser Mythos hat die Stadt 1945 vor der Zerstörung bewahrt – fast wie ein Märchen.

Dieser märchenhafte Mythos Heidelbergs entstand, als zu der anerkannt schönen Landschaft die Worte der Dichter hinzukamen. Als „Sage und Dichtung von Göttern, Helden, Geistern“ definiert der *Duden* den Mythos. In Heidelberg tritt die Stadt oft selbst als mythische Person auf. Für Friedrich Hölderlin ist sie die „Mutter“, die er direkt anspricht: „Lange lieb ich dich schon, möchte dich, mir zur Lust, Mutter nennen, und dir schenken ein kunstlos Lied, Du, der Vaterlandsstädte Ländlichschönste, so viel ich sah“.

Diesen Zauber Heidelbergs beschreibt Joseph von Eichendorff als „wunderbaren Schein“, der die Ankommenden blendet. Auch bei ihm führen Landschaft und Stadt ein Eigenleben: „Der Wald indes rauscht von uralten Sagen, und von des Schlosses Zinnen über'm Fluss, die wie aus andrer Zeit herübertagen, spricht abendlich der Burggeist

seinen Gruß (...). In dieses Märchens Bann verzaubert stehen die Wanderer still. – Zieh' weiter, wer da kann! So hatten Sie's in Träumen wohl gesehen, und jeden blickt's wie seine Heimat an, und keinem hat der Zauber noch gelogen, denn *Heidelberg* war's, wo sie eingezogen.“

Der Philosoph Karl Jaspers, der 25 Jahre lang in Heidelberg lebte, führte die „Weltweite des Heidelberger akademischen Lebens“ zurück auf „die Anwesenheit sei es merkwürdiger, sei es bedeutender Persönlichkeiten, die aus Deutschland und Europa nach Heidelberg drängten, hier einen geistigen Boden und Widerhall fanden. (...) Die Bevölkerung Heidelbergs, nicht ureingesessen, stammt zum größten Teil von Menschen ab, die nach dem Brande und der totalen Zerstörung der Stadt durch die Franzosen 1692, Jahre später, auf einen Aufruf des Kurfürsten, zum Wiederaufbau an den menschenleer gewordenen Ort aus ganz Europa kamen (...), die hier ihr neues sinnlich-übersinnliches ‚zu Hause‘ fanden. (...) Manche, nur vorübergehend hier, sind Heidelberger geworden kraft einer verborgenen Einweihung. Viele haben hier ein lebendiges Feuer empfunden, das in die Welt strahlt. Sie ließen einen Funken von dort in ihr Dasein fallen, der bis ans Ende glimmt, sie befragt und beglückt.“ Karl Jaspers, *Der Heidelberger Geist*, in: Michael Buselmeier (Hg.): *Heidelberg-Lesebuch*. Stadtbilder von 1800 bis heute, Frankfurt/Main 1986, Seiten 204 bis 209.

Der Mythos Heidelberg speist sich aus der Aura von Vergänglichkeit, die über der Altstadt schwebt. Diese Aura stimuliert romantische Gefühle wie Lebensintensität und Lebensschmerz. Vielen hat sich dafür das Bild der sonnenbestrahlten Schlossruine am grünen Berghang eingeprägt. Darin erfahren die Zerstörung und der Verfall des Artefakts, also der Kultur, Tröstung durch das ewige Werden und Vergehen des Lebens, also der Natur. Der Mythos ist Lebensgründung, das zeitlose Schema, die Formel, in die das Leben in seinen wesentlichen Elementen eingeht. Er ist das Typische, das über alles Persönlich-Individuelle hinausweist. In diesem Sinne ist Heidelberg ein gelebter Mythos, ein Ort der kollektiven Identität, der Gemeinschaft. In dieser geschichtenträchtigen Stadt lebt die Geschichte, die Vergangenheit, fort. In Heidelberg ist die Geschichte bestimmter Personen, die der Region und der Nation allgegenwärtig und sinnlich erfahrbar. Für viele Studenten markiert sie lebenslang den Ort der Erinnerung an einen markanten Lebensabschnitt. Hinzu kommen die Gäste und Besucher, die oft von weit her kommen und ein paar Stunden oder Tage

in Heidelberg verweilen. Beiden – Bewohnern wie Besuchern – verleiht die Stadt etwas Zeitloses, eine mythische Würde und Bedeutsamkeit, die gerade durch die unbewusste Bezugnahme aufs Vergangene und die Verschmelzung der gemeinschaftlichen mit der persönlichen Geschichte entsteht.

Heidelberg verkörpert das Urbild der Heimat, der heilen Welt, der Geborgenheit. Die etwas anachronistische Botschaft der Stadt lautet: Das Leben könnte so einfach sein und so schön. Heidelberg verdankt ihren Charme dieser rückwärts gerichteten Utopiesehsucht, einer libidinösen Gefühlssteigerung und Idealisierung. Das Romantische an Heidelberg liefert einen Ausgleich für die Moderne und kompensiert so die Verunsicherung durch die Globalisierung. In Heidelberg atmet man zeitlos-mythische Kontinuität, hier lässt sich das persönlich Erlebte und Gefühlte überhöhen und verklären. Der so auferstandene Mythos des richtigen Lebens weist die individuelle Existenz als bedeutsam aus und erhält dadurch eine hohe Motivierungskraft. Leben in Heidelberg wird durch den kollektiven Mythos zu bedeutenderem Leben, indem er im Besucher wie im Bewohner ein gesteigertes Selbstbewusstsein weckt als eine besondere Rechtfertigung und Weihe seines Lebens.

So ungefähr muss er wohl wirken, der Mythos Heidelberg. Diese Wirkung – oder besser: die Sehnsucht nach ihr – ist nach wie vor virulent. Sie lässt sich anhand der Texte dieses neuen Bürgerbuchs erfahren und überprüfen, obwohl es zum Wesen des Mythischen gehört, unaussprechlich zu sein. Der Mythos selbst lässt sich nicht in Worte fassen, allenfalls die Gefühle, die er auslöst. Diejenigen, die den Mythos Heidelberg gespürt haben, fühlen sich wie frisch verliebt und versuchen deshalb immer wieder, ihre Verzauberung zu vermitteln und bei jenen wachzurufen, die ihre Texte lesen.

Wer erfahren möchte, wie die Dichterin Hilde Domin, Oberbürgermeisterin Beate Weber und die Heidelberger Bundestagsabgeordneten Lothar Binding, Karl A. Lamers und Dirk Niebel den Mythos Heidelberg empfinden, dem sei das Bürgerbuch *Mythos Heidelberg 2005* empfohlen. Die nach wie vor aktuelle erste Ausgabe in dieser Bürgerbuchreihe enthält Porträts aller Prominenten und Nobelpreisträger Heidelbergs sowie einen Abriss der Highlights in Heidelbergers Geschichte.

INTERVIEWS++INTERVIEWS++INTERVIEWS

Christine Gebhard

Bye-bye Heidelberg

Was plant die US Army mit ihren Standorten in Heidelberg?

Die Truppenreduzierung der amerikanischen Armee in Europa ist zwar eine beschlossene Sache, aber bislang gibt es lediglich Pläne von zwei Generälen, die verschiedenen Hauptquartiere aus Heidelberg abzuziehen, und noch keine konkreten Abzugsbefehle, wie etwa für Würzburg. Wann welche Truppenteile aus Heidelberg abgezogen werden, hängt von vielen Faktoren ab, auch von der Entwicklung im Irak und in Amerika. Davon betroffen sind in Heidelberg und Mannheim rund 33.000 Arbeitsplätze, etwa ein Drittel davon Soldaten. Aber ich kann nicht in die Glaskugel gucken und sagen, was wann passieren wird. Die endgültige Entscheidung fällt jedenfalls in den Staaten.

Warum wurde Heidelberg 1945 von Angriffen der Army verschont?

Das hatte Heidelberg sehr geschickt gemacht. Damals wurden viele Häuser in der ganzen Stadt als Hospitäler deklariert, ich glaube, das war der Hauptgrund. Aber vielleicht fanden die amerikanischen Generäle Heidelberg auch einfach zu schön zum Bombardieren und wollten dort ihr neues Hauptquartier ansiedeln.

Joachim Gerner

Tendenz zur Toskana

Wie haben Sie sich als neuer Bürgermeister für Kultur und Soziales in Heidelberg eingelebt? Wie fühlen Sie sich als Neu-Heidelberger?

Bei all meinen bisherigen Ortswechseln war es für mich immer ein entscheidendes Kriterium, wie lange ich, bei Fahrten zum bisherigen Wohnort, noch das Gefühl hatte, nach Hause zu kommen. Als ich kürzlich wieder in Ulm war, kam es mir vor, dort zu Besuch zu sein.

Nach acht Monaten in Heidelberg spüre ich, dass ich angekommen bin. Das quasi toskanische Klima hier und die Offenheit der Kurpfälzer erleichtert das Einleben sehr.

Welche Vorstellungen und Erwartungen hatten Sie vorher an Heidelberg und wie haben sich diese erfüllt?

Was mich von Anfang an Heidelberg, der fünftgrößten Stadt in Baden-Württemberg, fasziniert hat, ist ihre Lebendigkeit und Vielfalt. Da gibt es die Stadt der Touristen, die auf den Spuren der Romantik wandeln wollen; da ist die Stadt der Bürger und die Stadt des Geistes, ein Labor und Experimentierfeld für neue Ideen, dann ist da noch die gute Küche und der Wein. Ich habe meinen Wechsel nicht bereut.

Worin bestehen die Unterschiede zwischen Ulm, wo Sie vorher Kulturamtsleiter und Leiter des Stadthauses waren, und Heidelberg?

Man merkt schon sehr deutlich, dass in Heidelberg die älteste Universität Deutschlands mit rund 25.000 Studenten beheimatet ist und zwar im Herzen der Stadt. In Ulm gibt es eine der jüngsten Universitäten des Landes, allerdings ohne Geistes- und Sozialwissenschaften mit rund 8.000 Studenten in einer Campussituation am Stadtrand. Entsprechend gering ist ihre Wahrnehmbarkeit in der Stadt. Heidelberg hatte das Glück, sein historisch gewachsenes Stadtbild über den zweiten Weltkrieg herüberretten zu können. Ulm musste aus den Ruinen der alten Stadt zu einer neuen Gestalt und zu einer neuen Identität finden. Das ist mit zeitgenössischer Architektur der Extraklasse auch erfolgreich gelungen.

Was halten Sie für das Besondere an der berühmten Stadt am Neckar? Was hat Heidelberg kulturell zu bieten?

Heidelberg ist eine weltoffene Stadt der Bildung, Wissenschaft und der Kultur. Die Stärken Heidelbergs im Kulturbereich liegen in einem anregenden kulturellen Klima, das geprägt wird von einem dichten Kulturnetzwerk städtischer Kultureinrichtungen, freier Träger, Vereine und bürgerschaftlicher Initiativen, das wiederum auf ein interessiertes und gebildetes Publikum trifft. Auf dieser Grundlage haben sich die Bereiche Literatur, Musik, Theater sowie eine

vielfältige Festivalszene mit Ausstrahlung als profilbildend für die Stadt erwiesen. Was mir etwas fehlt, ist ein Kunstmuseum oder eine Kunsthalle. Besonders reizvoll erscheint mir für alle Sparten der Spannungsbogen zwischen Tradition, hier insbesondere die Romantik, und zeitgenössischem künstlerischem Schaffen als einem weiteren, unverwechselbaren Profilvermerkmal.

Heidelberg hat es in diesem Jahr knapp verpasst, als Weltkulturerbe von der Unesco, also „als international hervorragender Ort von außergewöhnlich universellem Wert“, anerkannt zu werden. Woran hat das gelegen und was bedeutet diese Auszeichnung für Heidelberg, wenn sie, wie erwartet, im Jahr 2006 ausgesprochen wird?

Heidelberg ist doch schon immer ein „international hervorragender Ort von außergewöhnlich universellem Wert“. Das Adelsprädikat *Weltkulturerbe* ist aber unter Marketinggesichtspunkten sicherlich hochwillkommen und ich gehe davon aus, dass es 2006 auch klappen wird. Aber mit Gremienentscheidungen ist das immer so eine Sache: man kann nie hundertprozentig sicher sein, wie sie ausfallen. Das Markenzeichen *Weltkulturerbe* wird die Bedeutung Heidelbergs noch unterstreichen, nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Heidelberg steht bald vor einer großen Herausforderung durch die angekündigte Standortschließung der amerikanischen Armee. Welche Gefahren und Chancen ergeben sich aus dieser Situation und wie werden Sie ihnen produktiv begegnen?

Ich denke, die Chancen werden überwiegen, besonders mit Blick auf den Heidelberger Wohnungsmarkt, der ein heftiger ist, wie ich aus leidvoller eigener Erfahrung weiß. Ich würde mir wünschen, dass wir dann zu künftigen Wintersemestern keine Plakate und Aufrufe mehr benötigen, mit dem Tenor: Heidelberger, gebt euren neuen Studenten ein Dach über dem Kopf. Wir müssen aber sicherlich aufpassen, dass insgesamt eine tragfähige soziale Alltagskultur entsteht, also eine Sozialstruktur wie in der Gesamtstadt, eine Mischung von unterschiedlichen Altersgruppen, Sozialmilieus und Haushaltstypen, keine Gettobildung.

Was haben Sie über den Mythos Heidelberg, also den besonderen Heidelberger Geist, gehört, gelesen oder vielleicht selbst erfahren?

Heidelberg ist ein Synonym für Romantik und städtebaulichen Charme. Das große historische Kulturerbe, verbunden mit wissenschaftlichem Geist und eingebettet in die einzigartige Landschaft des Neckartals, macht den Reiz aus, den nicht erst in unserem Jahrhundert Gäste wie Einheimische so schätzen. Das wichtigste aber sind die Menschen, die hier leben und die hat der Ethnologe Hans Peter Duerr, der sowohl die Städte Bremen und Florenz als auch Heidelberg gut kennt, einmal so beschrieben: „Ich habe die Leute auf der Straße beobachtet: In Bremen gehen bei fast 60 Prozent der Passanten die Mundwinkel nach unten, in Florenz nur bei etwa zehn Prozent. Die Heidelberger lagen in der Mitte, mit leichter Tendenz zur Toskana.“

Warum sind Ernst Jünger und Willi Heinrich, zwei äußerst produktive Autoren, die in Heidelberg das Licht der Welt erblickten, zwar in der Literaturgeschichte und von einem großen Lesepublikum anerkannt, aber in ihrer Heimatstadt Heidelberg offensichtlich verkannt? Warum reklamieren die Kulturträger der Stadt diese beiden Großschriftsteller nicht als Söhne Heidelbergs, beispielsweise in Form von Werksammlungen, Ausstellungen und Museen?

Diese Frage kann ich als Neu-Heidelberger noch nicht beantworten. Ich gebe aber zu bedenken, dass Ernst Jünger mit einem Jahr aus Heidelberg weggezogen war. Er war also fast so kurz in Heidelberg, wie Albert Einstein in Ulm. Mit Willi Heinrich verbinde ich bisher nur den Film *Steiner – das eiserne Kreuz*. Vielleicht wäre es besser, die Frage an die Kulturträger der Stadt zu richten.

Willi Heinrich

Heidelberg mit dem Herzen erfahren

Wo in Heidelberg sind Sie geboren?

Zur Welt kam ich in einer Heidelberger Klinik, als meine Mutter aus Malsch bei Wiesloch kommend dort eingeliefert wurde. Wir lebten in sehr einfachen Verhältnissen. Ich habe nach Malsch, seit meine Frau

und ich 1957 Karlsruhe verließen und über 30 Jahre lang im Schwarzwald lebten, keine Bindungen mehr. Wann meine Eltern – mein Vater kam aus Mannheim – Malsch verließen und nach Karlsruhe zogen, wo er bei einer jüdischen Firma eine Stellung als Buchhalter fand, weiß ich nicht mehr genau, es dürfte um die Jahre 1923/24 gewesen sein.

Welches Verhältnis haben Sie zu Heidelberg?

Heidelberg war für meine in Karlsruhe geborene Frau immer ein beliebter Bezugspunkt. Für mich wurde es vor allem durch meine Recherchen für *Schmetterlinge weinen nicht* und dem zunächst in Amerika erschienenen Roman *Rape of Honor*, der 20 Jahre später von Bertelsmann rückübersetzt und unter dem Titel *In einem Schloss zu wohnen* veröffentlicht wurde, wieder zu einem Bezugspunkt. Im *Schloss* kommt auch etwas von meinen Gefühlen für Heidelberg zum Ausdruck. Außerdem hatten wir in Heidelberg lebende Freunde. Bis vor drei Jahren fuhren meine Frau und ich einmal jährlich nach Heidelberg und von dort auf den Dilsberg.

Was haben Sie über den Mythos Heidelberg, also den besonderen Heidelberger Geist, gehört, gelesen oder vielleicht sogar selbst erfahren?

Gelesen habe ich über Heidelberg nicht sehr viel. Ich kannte es mit meinen Augen und mit meinem Herzen.

Sie gehören zu den umstrittenen Autoren Deutschlands. Fühlen Sie sich ausreichend anerkannt?

Der Karlsruher Oberbürgermeister empfand es noch vor fünf Jahren, an meinem achtzigsten Geburtstag, als Ehre und es erfüllte ihn mit Stolz, dass ich seit 16 Jahren wieder in Karlsruhe wohnte, aber damals lag ich auch noch nicht mit der Bank im Clinch. Außerdem zähle ich mich selbst schon immer verdienter- und auch erwünschter Maßen zu den hierzulande umstrittenen Autoren und habe nicht schlecht damit gelebt. Dass es Leute gibt, denen das ein Ärgernis ist, empfinde ich als normal.

Anmerkung des Herausgebers: Das ist das letzte Interview, das Willi Heinrich vor seinem Tod gab. Es geht auf eine Korrespondenz vom

7. und 25. Juni 2005 zurück. Willi Heinrich starb am 12. Juli 2005 in Dobel, Nordschwarzwald.

Rainer M. Holm-Hadulla

Kreatives Flair

Halten Sie es für Zufall, dass gerade in Heidelberg so erfolgreiche Unternehmen wie SAP und MLP aus ungewöhnlich kreativen Marketingideen entstanden sind?

Heidelberg und der Rhein-Neckar-Raum haben ein hervorragendes Potenzial, Innovationen zu entwickeln und zu realisieren. Die enge Verbindung einer exzellenten Universität mit einem lebendigen Wirtschaftsraum ist sicherlich ein guter Boden, auf dem kreative Leistungen wachsen können. So haben SAP und MLP ja nicht nur gute Marketingideen, sondern vor allem hervorragende Produkte. Diese entstehen auch in der Universität, zum Beispiel in den Lebenswissenschaften. Die Umsetzung in marktgängige Produkte steht allerdings nicht im Zentrum der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit. Dies hat den Vorteil tendenzloser Grundlagenforschung, jedoch mitunter auch den Nachteil, dass der Weg zur Umsetzung zu lang und zu kompliziert sein kann. So lassen sich zum Beispiel wissenschaftliche Entdeckungen in anderen Ländern, besonders in den USA, viel schneller und reibungsloser in Patente umsetzen.

Welche Bedeutung für den kreativen Prozess haben Gruppen von Gleichgesinnten, in denen sich besonders begabte Menschen austauschen können?

Die wesentlichen Fortschritte in Wissenschaft und Technik werden heute von großen Arbeitsgruppen initiiert. Da spielt ein kreatives Binnenklima, das hohe Standards setzt, aber auch angstfreie Kommunikation ermöglicht, eine wichtige Rolle. Nicht nur Leidenschaft für seine Arbeit, sondern auch eine loyale, sichere und inspirierende Arbeitsatmosphäre motiviert zu besonderen Leistungen.

Welche Funktion hat der Ort bei der kreativen Produktion, wenn man beispielsweise an die kulturellen Blütezeiten Heidelbergs denkt und an die Gruppen, die diese Blüte hervorgebracht haben? Strahlt Heidelberg ein besonders kreatives Flair aus?

In der Geistesgeschichte hat sich Kreativität immer an bestimmten Orten konzentriert. Heidelberg hat eine besondere Tradition und die Chance, seinen Spitzenplatz beispielsweise in der Wissenschaft weiter auszubauen. Die Region ist wirtschaftlich – so weit ich das beurteilen kann – hervorragend aufgestellt. Das Kulturprogramm, das die Produktivität eines wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Zentrums befördert, ist schwungvoll und in bester Entwicklung. Man denke nur an das hervorragende Musikfestival des *Heidelberger Frühlings* oder an die Heidelberger Theater. Insofern glaube ich durchaus, dass Heidelberg auch heute ein kreatives Flair ausstrahlt.

Sie haben das psychische Phänomen der Kreativität an Beispielen berühmter Geistesgrößen dargestellt. Sind Sie dabei auf Konstanten gestoßen, aus denen man Tipps für die Erziehung und Bildung ableiten könnte? Beispielsweise gibt es die These, dass es auf die richtige Mischung von „Fordern und Fördern“ ankomme, wie etwa bei Goethe, Thomas Mann und Kafka, deren Kindheit von einem dominierenden, fordernden Vater und einer verständnisvollen, anerkennenden und fördernden Mutter geprägt war.

Ich glaube, das Entscheidende ist, dass kreative Persönlichkeiten schwierige biografische Konstellationen durch ihre produktive Arbeit bewältigen. Goethe ist hierfür ein gutes Beispiel: Er hatte als 17-Jähriger eine schwere psychische Krise, die er durch schöpferische Arbeit bewältigen konnte. Er litt während seines gesamten Lebens unter Stimmungsschwankungen und musste auch Enttäuschungen ertragen. Er zeigt uns aber, dass man auch schwere Enttäuschungen und Versagungen durch kreative Arbeit bewältigen kann: „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide“. Für Goethe war es die Sprache, mit der er seine Schmerzen bewältigte. Sicher sind sowohl liebevoll anerkennende als auch interessiert fordernde Eltern wichtig. Aber Kreativität ist auch immer etwas sehr Eigenständiges, das oft in schroffer Abgrenzung zu den

Eltern auftritt. Und wirklich schöpferische Arbeit hat auch etwas mit Einsamkeit zu tun.

Welche Rolle spielt in der Kindheit und auch später der so genannte Ödipus-Komplex, also die konfliktreiche Auseinandersetzung mit dem Vater, die gerade auch bei Goethe, Thomas Mann und Kafka eine große Bedeutung hatte?

Ich denke, der wirklich Kreative kann sich von seinen ganz persönlichen Konflikten lösen und sich auf seine Arbeit mit ganzem Herzen einlassen. Dann gelingt es ihm, eher unbewusste Konflikte in einer Weise zu gestalten, die auch für andere bedeutungsvoll ist.

Welche Rolle spielt in der Jugendzeit und auch später die so genannte Sublimation, also der Triebverzicht, die platonische, ins künstlerische verfeinerte Liebe, wie sie von Goethe, Thomas Mann und Kafka bekannt sind?

Jede schöpferische Leistung verlangt ein „Einlassen auf die Sache selbst“. Die Konzentration während der Arbeit, zu der Mozart, Picasso, Einstein oder die von Ihnen genannten Schriftsteller in so hohem Maße fähig waren, bedeutet Verzicht auf nicht relevante Einfälle und Phantasien, Ablenkungen und andere Befriedigungen. Materielle und ideelle Werte schöpfende Arbeit gestaltet Materialien, während sie andere beiseite lässt. Dies haben, so glaube ich, einige Exponenten der Spaßgesellschaft nicht so recht verstanden, die, wie beispielsweise Christoph Schlingensiefel in seiner Parsifal-Inszenierung, beliebige subjektive Einfälle auf die Bühne bringen, ohne sie zu gestalten. Wirklich Kreative lassen sich auf ihre Aufgabe ein und bearbeiten sie oft unter großen Mühen. Dies kann man als Verzicht oder auch Sublimation bezeichnen. Die schöpferische Konzentration erzeugt aber auch eine tiefe Freude, die selbst durchaus erotische Qualitäten haben kann. Außerdem weckt die Befriedigung über gelungene Arbeit auch erotische Sensibilitäten.

Eckart Würzner

Stadt am Fluss

Mit welchen Gefühlen und welchen Zielen gehen Sie in den Wahlkampf zum Oberbürgermeister Heidelbergs?

Meine Gefühle: Heidelberg ist eine wunderschöne Stadt, die lebendig, weltoffen und interessant zugleich ist. Eine historische Stadt, eingebettet in eine intakte Natur, die gleichzeitig aber auch für Innovationen steht. Mein Engagement für Heidelberg, für die Bürgerinnen und Bürger, das ich mit großer Begeisterung bisher schon als Umweltbürgermeister wahrgenommen habe, würde ich gerne vertiefen und Heidelberg weiter zukunftsorientiert nach vorne bringen. Ich stehe für eine tolerante, weltoffene, lebenswerte Stadt, in der sich auch unsere Senioren wohl fühlen. Eine Stadt der Wissenschaft, die wirtschaftsfreundlich ist, in der vor allem unsere Kinder in einer intakten Umwelt glücklich und sicher aufwachsen können.

Worin bestehen Heidelbergs besondere Stärken und Schwächen?

Heidelberg ist weltweit als historische Stadt, eine Stadt der Romantik und der Wissenschaft bekannt, worauf wir stolz sein sollten. Heidelberg ist zudem einer der interessantesten Unternehmensstandorte in Deutschland. Das darf uns allerdings nicht dazu verleiten zu meinen, wir wären in allen wichtigen Bereichen wirklich zukunftsfähig aufgestellt. So können sich viele Heidelberger, insbesondere Familien, die hohen Mietpreise nicht mehr leisten und ziehen ins Umland. Auch verlieren die wichtigsten Anziehungspunkte, etwa die Heidelberger Altstadt, an Attraktivität, was sich in den Einzelhandelsergebnissen widerspiegelt.

Worin sehen Sie Ihre größte politische Herausforderung, wenn Sie Oberbürgermeister wären?

Die größten politischen Herausforderungen bestehen darin, Heidelberg weiterzuentwickeln zu einer familienfreundlichen Stadt mit Lebensqualität, zu einer wirtschaftsfreundlichen Stadt, die vor allem den Mittelstand und die Wissenschaft im Fokus hat und zu einer Stadt der Mobilität, die für qualifizierte Angebote steht. Das erfordert vor

allem konkrete Entscheidungen, gerade auch im investiven Bereich, die prioritär gegliedert und zeitnah umgesetzt werden müssen. Die wichtigste Voraussetzung dafür ist natürlich ein solider Finanzhaushalt.

Wie könnte man Heidelbergs Anziehungskraft für Touristen noch weiter stärken?

Die wichtigste Maßnahme in diesem Bereich ist sicherlich die Realisierung eines modernen Kongresszentrums, um den finanziell sehr interessanten Mehrtageskongresstourismus weiter zu beleben. Daneben ist es zwingend, insbesondere die Altstadt zu revitalisieren. Ich möchte Heidelberg als Stadt am Fluss weiterentwickeln, nicht nur für Touristen, sondern insbesondere für die Menschen, die Bürgerinnen und Bürger, die hier leben. Das schafft urbane Lebensqualität und Perspektiven für einen qualifizierten Einzelhandel.

Heidelberg hat es in diesem Jahr knapp verpasst, als Weltkulturerbe von der Unesco, also „als international hervorragender Ort von außergewöhnlich universellem Wert“, anerkannt zu werden. Woran hat das gelegen und was bedeutet diese Auszeichnung für Heidelberg, wenn sie, wie erwartet, im Jahr 2006 ausgesprochen wird?

Die Anerkennung des Kernbereichs von Heidelberg als Unesco-Weltkulturerbe ist für uns, gerade auch im Hinblick auf den internationalen Tourismus, von großer Bedeutung. Allerdings erwarte ich nicht, dass durch eine solche Auszeichnung allein eine deutliche Belebung des Tourismus erfolgt. Eine solche Auszeichnung bietet freilich die Chance, den Mehrtagestourismus noch stärker zu beleben.

Heidelberg steht bald vor einer großen Herausforderung durch die angekündigte Standortschließung der amerikanischen Armee. Welche Gefahren und Chancen ergeben sich aus dieser Situation und wie werden Sie ihnen produktiv begegnen?

Die amerikanische Gemeinde hat eine nicht zu unterschätzende wirtschaftliche Bedeutung für Heidelberg. Von daher muss es oberstes Ziel sein, den geplanten Abzug aufs Engste abzustimmen, auch wenn die Stadt hier nur auf diplomatischem Wege aktiv werden kann. Die

innenstadtnahen Siedlungen bieten für die uns so wichtigen Zielgruppen Familie sowie Studenten und Studentinnen eine enorme Entwicklungschance. Die Trennwirkung zwischen den amerikanischen Siedlungen und der Heidelberger Wohnbevölkerung, beispielsweise in der Südstadt, könnte endlich aufgehoben werden und würde im gesamten Stadtteil mehr Lebensqualität schaffen.

Was haben Sie über den Mythos Heidelberg, also den besonderen Heidelberger Geist, gehört, gelesen oder vielleicht sogar selbst erfahren?

Der Mythos Heidelberg lässt sich sicherlich nicht nur über das Heidelberger Schloss oder die Altstadt begründen. Viele andere Städte in Deutschland sind älter und besser erhalten als Heidelberg. Was aber einzig Heidelberg besitzt, ist das geistige Erbe. Geistige Vordenker des vorigen Jahrhunderts, ob im wissenschaftlichen oder im kulturellen Bereich, und natürlich die älteste Universität in Deutschland haben dazu beigetragen, den Mythos Heidelberg zu prägen. Dieses einmalige Flair einer Studentenstadt, eingebettet in ein historisches Ambiente und eingerahmt durch einen intakten Naturraum, spürt jeder, der Heidelberg erlebt, auch heute noch.

Warum sind Ernst Jünger und Willi Heinrich, zwei äußerst produktive Autoren, die in Heidelberg das Licht der Welt erblickten, zwar in der Literaturgeschichte und von einem großen Lesepublikum anerkannt, aber in ihrer Heimatstadt Heidelberg wenig präsent? Warum reklamieren die Kulturträger der Stadt diese beiden Großschriftsteller nicht als Söhne Heidelbergs, beispielsweise in Form von Würdigungen, Ausstellungen und Museen?

Es gibt viele bedeutende Schriftsteller, Künstler, Poeten und Wissenschaftler, die Heidelberg international bekannt gemacht haben und eine entsprechende Würdigung erfahren haben oder erfahren. Heidelberg sollte immer die Chance nutzen, über Ausstellungen und andere Formen der Würdigung auf bekannte Heidelberger Persönlichkeiten hinzuweisen.

GEDICHTE+++GEDICHTE+++GEDICHTE+++

Sonja Baum

Frühling im Herbst

Bunt gescheckter Waldteppich
über talschützenden Bergeshängen
ausgelegt,
weist den Weg
ins sorglose Vergessen –
freiwillig entführt.

Und zu Füßen
sonnenbeschienene Weiten
in Nebeln verschwindend.
Unsicher findend
berühren sich Finger –
Hand liegt in Hand.

Entstanden in Heidelberg, Ende Oktober 1999

Sonja Baum

Grauer Novemberfrühlingstag

Grauer Novemberfrühlingstag
ruft Stürme herbei voller Düfte;
lässt peitschen die braunen Fluten im Wind,
der verhaucht das Gekrächze der Krähen geschwind
und durchmischt ihre Schwärze mit Süße.

Wo kommen im Land nur die Möwen her,
fragen Schnellen, und locken sie mehr und mehr
zum Strom, der hören will, wie's ist am Meer –
doch ihr Lachen verklingt ganz einsam und leer
zwischen schwarzen Landesbesitzern.

Doch dann staunen die Leute, vergessen den Wind,
der den Atem verschlägt und an Ecken wild singt –
denn der Schwarm, scheint's, hat sich gefunden,
tauscht aus, was er erlebt auf den Runden,
die er drehte über Land, die er flog überm Meer,
und eine schwarz-weiße Wolke zieht schwirrend einher –
verliert sich in Sturmhimmelsglitzern.

*Dieses Gedicht entstand im Frühling 2000 in Heidelberg und gab mir
die Idee für den Titel meines ersten Buchs Novembertag im Frühling.*

Peter Goes

Heidelberg blickt mich an

Lindenblütenduft liegt über dem Philosophenweg
Mein Blick geht zum zerbrochenen Schloss
Verwunschen wie im Märchen blickt es
Mit seinen löchrigen Mauern zu mir zurück

Mein Blick streicht über die historische Stadt
In der so mancher schon sein Herz verlor
Die Stadt pulsiert, verströmt glitzernden Charme
Und ich bekomme Lust sie zu erobern

Zu den Wäldern seh ich rings
Hoch ragen auf den Hügeln
Klinik Molkenkur und Funkturm Königstuhl
Unten funkeln Neckarwellen auf ihrem Weg zum Meer

Werner Haag

Die alte Stadt und das Meer

Kommst du nach Heidelberg her
Brauchst du kein Meer mehr
Wir haben nämlich Stadt, Schloss und Fluss
Das reicht für jeden Hochgenuss

Muss aber doch ein Meer her
Dann nehmt doch das Touristenheer
Das ist das reinste Menschenmeer
Mehr Meer brauchen wir nicht mehr

Stefania Kamieniecka

An der Hauptstraße

Ich schwelge im Fluss der Menschen
der fließt durch die Straße
mit den alten Häusern
die mit Skulpturen verziert sind

Ich tauche in die Welle
der bunten Menge von allen Rassen
und Arten der Menschen ein
indem ich mich im lindernden Schatten
der alten Mauern erfrische

Ich beobachte dann die Menschen
und finde sie so verschieden
temperamentvoll oder still
flippig oder nüchtern
selbstbewusste laute Amerikaner
zurückhaltende leise Asiaten
ausdrucksstarke lachende Schwarze
traurige russische Straßenmusikanten

Ich tauche ein
und fühle mich wohl
gut aufgehoben
anonym und unbemerkbar

Maria Kopp

Der Gast zum Grausen

Am Löwenbrunnen, zehn vor zwei,
so langsam schlendern sie herbei
zur Altstadttour, die ausgewiesen,
per pedes einmal zu genießen,
was unsre so berühmte Stadt
auf diese Art zu bieten hat.
Man steht herum, ist auch bereit,
den Obolus schon zu entrichten,
eh' man betritt, bar aller Pflichten,
die Pfade der Vergangenheit.

Ich will dann einen weiteren Gast
freundlich auch um Zahlung bitten. Fast
grimmig informiert er mich,
ein Ticket, nein, kauf ich noch nicht,
ich kaufe es genau um zwei,
bin außerdem auch nur dabei,
wenn pünktlich sie die Tour beginnen,
ich lasse nicht die Zeit verrinnen
mit Warten, trete sonst zurück
Rasiermesser in seinem Blick.

Sein Weib daneben scheint's gewöhnt,
schaut auch gerade nicht versöhnt.
Ich tue, was man hier soll tun,
und lass' die Sach auf sich beruhn.

Punkt zwei, beim ersten Glockenschlag
erneut Versuch, ob er nun mag
bereit wohl sein, genau zur Stunde,
teilzunehmen in der Runde.
Nach kurzer Pause, unangefochten,
teilt er mir mit, na ja, sie mochten.

Studentenkarzer, ach o weh,
denn montags sind wir dort verbannt,
geschlossen wie seit eh und jeh.

War Ihnen dieses nicht bekannt?
Doch sicher, stottere ich mich frei,
nur ich vergaß, dass Montag sei.

Erneut zeigt er Missbilligung
über meine Fehleinschätzung.
Los, weiter jetzt! In diesem schnöden
Ton wollt er mich wohl verblöden
und zeigen mir, zwar selbst ernannt,
dass er die Zügel in der Hand.

Jetzt reizt er mich zu widersprechen,
erzähl von Streichen und vom Zechen,
vom Ulk und grobem Unfug mehr
im lustigen Studentenheer
tagsüber, mehr noch bei der Nacht,
was Karzerhaft hat eingebracht;
erzähl dies, weil die Gästeschar
darauf sehr wissbegierig war.

Als Minderheit hüllt sich in Schweigen
nun fortan unser Mann im Reigen.
Ich denk gelassen und leichthin,
am besten ignoriere ihn
geflissentlich, lass so ihn spüren,
nur einer kann hier 's Zepter führen.

Zwei Stunden gehn wir durch die Gassen
mit Fragen, Antwort. Manch erfassen
nach Wiederholung erst den Sinn.
Die Frau des Nörglers immerhin
tut so, als sei sie interessiert
an der Historie, die passiert,
wobei sie sich sogar am End
durchringt zu einem Kompliment.
Der Meckerer doch, der bleibt zäh,
und ich verneig mich, danke, geh.

Paula Mack

Das Schloss zu Heidelberg

Kühn erbaut und sehr erhaben
Thronst du auf dem Hügel oben
Frevelhaftig fast zerstört
Imposanten Anblicks wert

Deine schönen, alten Zinnen schauen über sanfte Wogen
Unter weitem Himmelsbogen
Über Brücke, über Steg
Wie zum weltbekannten, viel gerühmten Philosophenweg

Unter deinem hohen Söller
Ragen stolze Glockentürme
Ruht die alte Stadt, gelassen
Reihen sich die engen Gassen

Auf dem Kornmarkt, dir zu Füßen
Magst du die Madonna grüßen
Wo das Glockenspiel mit Klingen
Durch versteckte, grüne Gärten wird zu deinen Mauern dringen

Weiß im Schloss der alte Brunnen von den Liedern
Die gesungen, von der fröhlich Pfalz am Rheine
Von den Festen, von den Fürsten
Siegen sah man sie und stürzen

Viele kamen, kommen, gehen
Um dich altes Schloss zu sehen
Zwerg Perkeos großes Fass, deine hohen, stolzen Mauern
Werden die Jahrtausende, werden vieles überdauern

In den Kronen deiner Bäume
Spinnt der Abendwind die Träume
Wandernd auf den stillen Wegen will er spielend uns berichten
Von den wirklich so bewegten alten neuen Schlossgeschichten

Paula Mack

Neue Bergbahn

Dass unsre Bergbahn wieder fährt
Ist des besonderen Lobes wert
2005 zur Frühlingszeit
Wurd sie begeistert eingeweiht

Die Bergbahn, sie fuhr jahrelang
Auf grün belaubtem, steilem Hang
Zum Königstuhl
Dort ist der Blick phänomenal
Zum Odenwald und Neckartal

Zum Berg zu laufen unbeschwert
Das ist nicht jedermann beschert
Die Heidelberger Bürger wussten
Sich ihre Bergbahn wohl zu nutzen
Auch dem Tourist ist sonnenklar
Heut fährt er mit dem Cable Car

Doch keiner bleibt nur jung und rank
Auch unsre Bergbahn wurde alt
Sie kam in die Altweibermühle
Mit ihrer Wiederkehr zum Ziele

Und nun als Teil von Heidelberg
Bringt sie uns, restauriert und neu
Wie einst im Mai
Empor durch grünes Blätterwerk
Zum alten Schloss und hoch zum Berg

Beth O'Keefe

Zum Schloss hinauf

Ich ging zum Schloss hinauf an
Einem hellen, sonnigen Herbsttag
Verlockt durch die Versprechung
Einer klaren Aussicht auf Heidelberg.
Die Wirklichkeit war viel besser
Als die Erinnerung des letzten Mals.
Und so fragte ich mich,
Warum tue ich das nicht öfter?

Der Glockenklang der Kirchen unten
Zurückgeworfen durch die schmalen
Kopfsteingassen der Altstadt,
Der Ton, der sich hoch genug hebt, um den Menschen
Am Schloss den Mittag zu künden.
Dong, Dong, Dong
Zwölf Glockenschläge verwandeln sich in zwölf Monate
Und zwölf Monate in vier Jahreszeiten.

Der Winter hüllt dich
In einen Mantel aus weichem Schnee.
Alles ist still, während du eine einsame
Nachtwache antrittst über der Stadt,
Blickst durch den Nebel, als ob du
Ein mysteriöses Geheimnis verbirgst,
Du dich sehnst zu erzählen, aber
Du darfst es nicht.
Die kahlen Bäume in deinem Garten
Schlafen tief und träumen von dem Versprechen des

Frühlings.
Bunte Blüten und tanzende grüne Blätter werden
Erleuchtet durch das Sonnenlicht
Feiern neues Leben überall um dich.
Du begrüßt Besucher von nah und fern
Ohne Unterscheidung, ohne Vorurteil.
Deine Einsamkeit hat sich in Hoffnung verwandelt.

Im Sommer lächelst du.
Du lädst uns ein, jederzeit
Bei dir vorbeizukommen und
Die Schönheit der Jahreszeit zu genießen.
Dein Hof wird zur Bühne, Musik spielt in den Gärten,
Gesegnet durch lange Tage und warme Nächte.
Dreimal wirst du beleuchtet und
Du strahlst den Stolz und die Würde aus, die
Du als ein Symbol trägst.

Dein ganzer Ruhm wird erst weithin
Sichtbar in einem herbstlichen Sonnenuntergang.
Die Bäume, die dich umgeben, haben dich gekrönt
In gold, rot und orange.
Deine Kraft und Schönheit beginnen
Sogar die Sonne selbst herauszufordern.
Viele greifen nach ihren Kameras
In einem vergeblichen Versuch,
Dieses Traumbild nach Hause mitzunehmen.
Aber es kann nie wahrhaftig festgehalten werden,
Es kann nur genossen werden
Durch die Augen derjenigen, die
Selbst Zeugen werden.

Dong, Dong, Dong.
Die Glocken sind jetzt still.
Ich bin ganz in Gedanken versunken
Beim Anblick des Schlosses.
Zu jeder Jahreszeit hast du dich mir gezeigt
In so verschiedenen Farben, Launen, Perspektiven,
Doch stets bist du dasselbe Schloss.
Wenn jedesmal ich auf dich schaue,
Scheinst du anders zu sein.

Und jetzt weiß ich genau, warum
Ich das öfter tun muss.

Mircea M. Pop

Ewiges Heidelberg

Junge alte Stadt
In dir ist die Göttin Sophia
Mehr zu Hause als anderswo

Stadt mit den meisten jungen Leuten pro Einwohner
Mit dem höchsten Kulturniveau
Jeder vierte Bürger Student
Noch dazu die Doktoren und Doktoranden

Gebunden auf Neckarpfaden
Direkt an Amsterdam
Und über den Heiligenberg
Direkt an Gott

In dir ist Platz
Für Menschen aller Farben
Sprechend alle Sprachen der Erde
Europas Babylon

Deine reiche Ware
Stellst lächelnd sie vor
Mit Preisen
In Euro, Dollar und Yen

Stadt verbrüdet
Mit Cambridge und Montpellier
Über die Touristen verbunden
Mit Tokio, Rio, Peking und New York

Stadt mit dem prächtigen Schloss
Mit zahlreichen Palästen
Schmalen schicken Gassen
Die Berufe bezeichnen
Mit Ritter, Kornmarkt, Heiliggeist
Schöner Brücke über dem Neckar
Und romantischem Philosophenweg
Der zu Konversation und Meditation anstößt

Besucht von Goethe, Mark Twain und Hemingway
Woher erbst du nur die Kraft der ewigen Jugend?
In dir werden die Alten jung
Während die Jungen weise werden

Wer dich einmal gesehen hat
Wird dich niemals vergessen
Und leidenschaftlich zurückkehren
Zu dir

Junge alte Stadt
Jünger
Als die Jugend selbst

Michael Santak

Goethe am Gaisberg

Freunde, seht dies Schauspiel auf dem Hügel, wie das Schlosse
glitzert hell.
Hört des Neckars frisches Rauschen und der Vögel lustig Frühlings-
sang.
Lasset Wurst und Wein euch munden, dann wird uns der Tag nicht
lang.
Der Duft von kraftvoll Trank und Speise in Kopf und Herz mir steigt
schnell.
Her mit dem Franzbrot und nehmt reichlich vom Käse, er schmeckt
sensationell.
Spielt Flöte und Gitarre, was immer ihr dabei habt, wir lieben
musikalischen Klang.
Er macht mich so schwindlig wie der Blick von hier hinüber zum
anderen Bergeshang.
Man fühlt sich leicht und frei, schwebend wie ein Geist, die Reize
wirken universell.
Mädchen, fühlt in dieser Seelengemütlichkeit ihr nicht all des
Menschen Glück?
Tief im Innern mischen sich die zarten Eindrücke zum Gefühl von

Wohlbehagen.
Öffnet eure Augen und Ohren, Farben zu sehen und Töne zu hören,
ihr Söhne Heidelbergs.
Also ergreift geschwind den Augenblick, denn er kehrt vielleicht nie
mehr zurück!
Man erhebt sich über den Alltag und es vergehen alle Zweifel, Händel
und Klagen.
Doch zum Schlusse dieses Sonetts: Hoch die Tassen, zeigt würdig
euch des Perkeo-Zwergs.

Michael Santak

Zeit der Kuschtiere

Haben unsere Feingeister und Romantiker kein Rezept
gegen die Dumpfheit und Eigenliebe des *animal zweckrationale*?

Hirn- und antriebslose Quallen lassen sich von der Strömung tragen
bereitwillig eingelullt von verdummenden Knallblättern
und klischeehaften Seifenoperen.

Im Umkleideraum blökt der ohrberingte Mastochse: „Weg mit deinen
Sachen von meiner Bank. Siehste net, des die belegt is?“

„Was brüllst du so? Macht mer des in Lääme aach so?“
entgegnet die Schildkröte mit geschwellenem Panzer
und geschrumpftem Wackelkopf.

Die Blindschleiche setzt 200 Meter vor dem Hindernis zum Überholen
an, um mit 120 links stur weiterzufahren, obwohl rechts frei ist.

Der Gepard jagt die Gazelle zu Tode. „Selbst schuld. Warum ist sie
auch auf der linken Spur gefahren“, heißt es in einem Leserbrief
an die *Rhein-Neckar-Zeitung*.

Kuckuckweibchen wollen keine Kinder erziehen. Ihnen sind Spaß und
Erfolg wichtiger. Sollen doch die Anderen den Stress haben.

Das Gorillababy schlägt einem anderen voll ins Gesicht.
Seine Mutter nimmt es auf den Arm und verkündet stolz:
„Schon mit fünf der Boss im Sandkasten.“

Johann Strehler

Frühling, wo ich dich begrüßte

Frühling, wo ich dich umarmte
ganz am Anfang deiner Pracht
wo ich mich durch dich erwärmte
nach so langer, kalter Nacht
wo ich dich aufs Neu begrüßte
hätte vielfach ich die Wahl
Erstens schrieb ich auf die Liste
Heidelberg im Neckartal

Weiter schriebe ich desgleichen
bis dieselbe ausgefüllt
und aus hingestreuten Zeichen
malte ich ein Blütenbild
und in diesen Blumengarten
zeichnete und malte ich
in pastellgetönten Farben
dich, mein Heidelberg, nur dich

Mehr noch möchte ich dich loben
sagen, was es für mich heißt
wenn dein Bild mich von hier oben
geistig ach so köstlich speist
hier am Philosophenwege
in dir, um dich rundherum
überall wird mir begegnen
dein markantes Fluidum

Bald beginnen Freudentage
's Tor ist offen, tretet ein
Heidelberg, darfst von dir sagen
Deutschlands Frühlingsstadt zu sein

Deutschlands Frühlingsstadt, du Schöne
ewig jungfräulich geziert
dass ein Schwarm von Fremdenströme
just sein Herz an dich verliert

Johann Strehler

Lob auf Handschuhsheim

Wer von Heidelbergs Fremdenströmen
Handschuhsheim auch kennen lernt
wird noch schwerer Abschied nehmen
von dem Kleinod dieser Welt

Hendesse am Fuß des Berges
dessen Hang zur Frühlingszeit
zeugt vom Immer-wieder-werden
blütenreicher Herrlichkeit

Betrachtest Du die schmucken Höfe
schaust Du Dir die Tiefburg an
hier und dort siehst Du Motive
die Du nie vergessen kannst

Alles Wahre, Gute, Schöne
pflanzt sich immer weiter fort
was die Ahnen redlich säten
prägt den liebenswerten Ort

In den eingelegten Pausen
finden stets Geborgensein
Weltenbummler von weit draußen
überall in Handschuhsheim

Sei's im Mühlthal, sei's auf Höhen
sei's beim Fröhlichsein mit Wein
heißt's zum Schluss „Auf Wiedersehen“
in Hendesse, in Handschuhsheim

Artur Wettstein

Alt Heidelberg I

Du schöne Stadt, an Berges Fuß gelegen,
An dem der Neckar fließt dahin,
Dich preisen viele, alle sind erlegen
Dem Zauber, der auch mir bleibt stets im Sinn.
Stoß an auf diesen nie vergess'nen Namen,
Alt Heidelberg, du Stadt der Ehren wert.
Du bist von Fremden, die von weitem kamen,
Geliebt, bewundert und verehrt.

Grüßt mir das Schloss der edlen Pfälzer Fürsten,
Die hier gelebt in Glanz und Pracht!
Des großen Fasses, dienend ihren Dürsten,
Perkeo auch, des Zwerges, sei gedacht.
Man sagt, er hat's nach seiner Art bezwungen,
Als er gehuldigt edlem Pfälzer Wein.
Ihm gleich es tun, was niemand je gelungen,
Dafür ist aller Durst zu klein.

Wie schnell ist gold'ne Jugendzeit entschwunden,
Drum halte fest dein Glück und Freud.
Sie eilen hin die einzig schönen Stunden,
Auf Lust und Liebe folgt oft schnell das Leid.
Es wird zu meiner Heimat mich stets leiten,
Wenn ich verlassen dieses schöne Tal.
Gern denk zurück ich an die frohen Zeiten,
Als du begrüßt zum letzten Mal.

Artur Wettstein

Alt Heidelberg II

Wie könnt ich dich, Alt Heidelberg, vergessen,
Du edle Perl im Bad'ner Land.
In deiner Schönheit kannst du dich wohl messen
Mit allen Städten, bist ja weltbekannt.

Gar viele kommen, weil sie für dich schwärmen,
Du bietest Wunder, reich in hoher Zahl.
Bin ich dir fern, werd ich mich ewig härmen,
Alt Heidelberg im Neckartal.

Edith Zeile

Mulier Heidelbergensis

Was ist das Geheimnis dieser Stadt?
Was hat sie, was keine and're hat,
Dass die Dichter aller Zeiten sie besangen,
Dass sie zu ihr kamen voll Verlangen?

Wie versteht sie's, Scharen anzulocken
Aus der ganzen Welt mit dem barocken
Schloss, das manchmal rot erglüht,
Wenn es so viel Menschen unten sieht.

Hingestreckt im Tal, dem engen,
Hochgeklettert an den Hängen,
Die den Fluss beidseits begleiten,
Dehnt sie sich in ferne Weiten.

Über alten Häusern, Straßen,
Schmalen Kopfsteinpflastergassen
Thront das Schloss auf halber Höhe
Und in allernächster Nähe

Strömen die Studentenscharen,
Wissensdurstig, jung an Jahren

Zu der alten Alma Mater
Meistens nüchtern, oft mit Kater,
Um die Schulbank neu zu drücken,
Füllen letzte Wissenslücken,
Deutschlands künftige Eliten,
Die viel besser sind als Nieten.
Manche kommen zum Studieren,
Und dann sieht man sie flanieren
Durch die Hauptstraß, Hand in Hand,
Oder auch am Neckarstrand.
Nirgends blüht der Flieder weißer,
Nirgends ist der Sommer heißer
Als die Liebe in den Herzen,
Als Semesterabschiedsschmerzen.
Wer Kultur sucht, wird sie finden,
Aber kulinar'sche Sünden
Sollte man auch nicht vergessen,
Geht man mal thailändisch essen.
Internationales Denken hat
Lange Tradition in dieser Stadt.
Große Philosophen lehrten hier,
Tranken oft mit den Studenten Bier,
Debattierten über Sein und Schein,
Wahrheit, Seiendes, Nicht-Sein,
Und zu all dem Wortgetümmel
Lächelte der Mond am Himmel.
Was ist das Geheimnis dieser Stadt?
Was hat sie, was keine and're hat?
Niemand weiß es ganz genau –
Mich erinnert sie an eine Frau,
Die fast jeden Mann betört
Und ihn schließlich auch erhört:
Sie ist schön, charmant, verrucht.
Jeder findet, was er sucht.



GESCHICHTEN+GESCHICHTEN+GESCHICHTEN

Sonja Baum

Wiedersehen mit Heidelberg

Es war lange her, seit ich das letzte Mal im Süden gewesen war. Der Süden ist weit. Aber Heidelberg liegt auf dem Weg dorthin. Und dann, endlich – eine Einladung zu einer Lesung nach Trier. Trier liegt im Süden. Und auf dem Weg dorthin liegt Heidelberg. Und das sogar auf der Strecke der deutschen Bahn.

Umsteigen in Mannheim. Wie immer wenige Minuten Verspätung. Aber wie immer sind das zu viele Minuten Verspätung. Die Bahn nach Heidelberg sehe ich noch von hinten. Aber mit der nächsten geht es ja auch.

Eine Stunde Aufenthalt in Heidelberg. Was sind 60 Minuten Heidelberg? Ich winke ein Taxi: „Am Neckar entlang bitte, bei der alten Brücke können Sie mich rauslassen.“

Der Fahrer düst los, vorbei an der *Print Media Lounge* der Heidelberger Druckmaschinen. Vorbei an den leicht angegrauten Fassaden in der Mittermaierstraße. Rechts der Thailänder. Und dann glitzert er mir schon entgegen: der Neckar. In der Schön-Wetter-Stadt ist schönes Wetter. Das gehört sich so. Nur Gewitter, das wäre auch in Ordnung gewesen. Aber so zerschlagen die kleinen Wellen die Sonne in viele kleine Funken. Und das ist schön.

An der alten Brücke steige ich aus, Pflichtprogramm: Einmal nach Westen zum Neuenheimer Feld sehen und an Studententage denken, einmal nach Osten sehen, ins Grün der Odenwaldausläufer und dann zum Schloss. Es beschützt die Stadt immer noch. Und ich bin beruhigt. Und gehe die Steingasse hinunter.

Beim *Casa del Caffé* mache ich Halt. Wie immer. Wie früher. Die Türen stehen weit offen. Als ich eintrete, sehe ich sofort ein bekanntes Gesicht hinterm Tresen. Der Kellner blickt auf. Ein überraschtes Erkennen huscht über sein Gesicht. Er nickt mir zu. Ich nicke ihm zu. Ich wähle einen der Bartische nahe am Eingang. Er kommt zu mir, wischt mit einem feuchten Tuch über die Tischplatte.

„Wie immer?“

„Wie immer.“

Er bringt mir einen Latte Macchiato. Mit viel Milchschaum. Und eines dieser weltbesten Schokocroissants. Die sind Weltspitze, weil so viel Schokolade in ihnen drin ist. Und dann noch schöne weiche, cremige Schokolade. Sonst muss man in Schokocroissants immer nach der Schokolade suchen. Und wenn man sie dann gefunden hat, ist sie hart und krümelig und gar nicht lecker.

Der Latte Macchiato hat herrlich viel Milchschaum, festen Milchschaum, das ist wichtig. Ich löffel den Milchschaum ab und fische ihn zwischendurch auch immer mal wieder mit dem Croissant heraus. Und irgendwann steht mein Macchiato seltsam nackt da.

„Kommst du jetzt wieder öfter her?“, fragt der Kellner.

„Nein, leider nicht. Ich bin nur auf Durchreise.“

Zum Trost schenkt er mir zwei Cantuccini. Die tunke ich in den Kaffee, bis sie weich werden. Das Leben ist ein ständiger Abschied. Bewusst und unbewusst. Abschied von Städten. Von Menschen, Gesichtern, Situationen und Stimmen, die uns gerade noch im Ohr klangen. Auf einmal sind sie vergessen und verloren. Aus unserer Erinnerung gelöscht, um neue Speicherkapazitäten zu schaffen. Von jedem Augenblick müssen wir uns so irgendwann verabschieden. Das ist tragisch. Aber es nimmt dem Abschied auch seine Bedeutung. Von Heidelberg will ich noch nicht Abschied nehmen. Danke ich. Und tauche mein Gebäck wieder in den Kaffee.

Katharina Sabine Blesch

Uni mit Stadt

Lächelnd sog ich die Heidelberger Winterluft ein. Der rote Sandstein des Schlosses ragte unter dem weißen, weichen Schnee hervor, der Neckar sprudelte eisig kalt an der schneebedeckten Altstadt vorbei und der graue Himmel webte das ganze Bild in eine schläfrige Ruhe.

Es war ein kalter Tag im Februar und ich war nun nach 13 Jahren Abwesenheit wieder zurück in meiner Geburtsstadt. Ich war sechs Jahre alt gewesen, als meine Eltern und ich fortzogen und den Odenwald, die Kurpfalz und Heidelberg hinter uns ließen. Seit Frühling

1991 war ich nicht mehr in dieser von Pflastersteinen durchzogenen Stadt gewesen. Bis zu diesem besagten Tag.

Eigentlich sollte mir diese Stadt fremd sein, dachte ich. Ich kenne weder die Altstadt, noch das Schloss oder die Alte Brücke. Alles war neu für mich. Das einzige, woran ich mich noch etwas schleierhaft aus meinen Kindertagen erinnern konnte, war der Zoo und das kleine Dorf Altenbach, in dem ich aufgewachsen bin. Ziemlich wenig, wenn man bedenkt, dass dies meine Heimat ist und nun auch wieder mein Zuhause werden sollte.

Und doch merkte ich an jenem Tag, an dem ich früh morgens nach Heidelberg kam und mich sogleich auf die Wohnungssuche für meine im April beginnende Studienzeit machte, dass ich mich auf irgendeine Weise mit dieser kleinen Stadt verbunden fühlte. Trotz meiner Müdigkeit hob sich meine Stimmung und ich war einfach zufrieden.

Diese Stadt würde wieder mein Zuhause werden, das spürte ich genau. Obgleich ich nun seit einigen Jahren das italienische Klima gewöhnt war und dementsprechend frierend durch die schneebedeckten Straßen stapfte, wurde es mir angenehm warm ums Herz.

Mein Vater hatte mich bei der Wohnungssuche begleitet. Am Abend dieses für uns sehr anstrengenden Tages, nach der langen Nachtfahrt aus Italien und etlichen Wohnungsbesichtigungen, saßen wir in der warmen Stube unseres Hotels. Vor uns standen zwei dampfende Tonschüsseln mit duftender Kartoffelsuppe. Wir unterhielten uns, während draußen der Schnee weiter fiel. Mein Vater erzählte mir von seiner Studienzeit, welche, wie ich grinsend bemerkte, nun schon einige Jährchen zurücklag. Damals, meinte er, hätte er nie gedacht, dass seine Tochter mal in seine Fußstapfen treten und ebenso wie er das brotlose Studium der Philosophie wählen würde.

Ich bat ihn, mir etwas mehr von der Stadt, deren Silhouette wir nur schwer durch die verschneiten Fenster des Lokals erkennen konnten, zu erzählen. Er berichtete von seiner und unserer gemeinsamen Zeit in Heidelberg, von den stets und überall vertretenen Gruppen japanischer Touristen, von der jahrhundertealten Universität im Herzen der Stadt und den berühmten Gelehrten, die hier gewirkt haben.

„Heidelberg ist eine einmalig schöne Stadt und das aus vielerlei Gründen. Das Flair ist einzigartig. Es gibt viele Städte, die eine gute Uni haben, aber hier, wie in wenigen anderen Fällen, ist das anders:

Diese Uni hat eine Stadt. Du kannst beide nicht getrennt voneinander erleben.“

An diesem Abend redeten wir noch über viele andere Dinge, so dass ich diese Bemerkung meines Vaters erst mal vergaß. Doch heute, etwa zwei Monate später, mit festem Wohnsitz in Heidelberg und um einige Erfahrungen reicher, erinnere ich mich wieder dieser Beschreibung.

Es ist April und der Frühling hat begonnen. Das satte Grün der Neckarwiesen liegt in den sanften Strahlen der Nachmittagssonne. Der Fluss tritt beinahe über die Ufer, seine braune Farbe zeugt von der Schneeschmelze im Schwarzwald, den er südlich Heidelbergs durchschlängelt.

Obwohl der verklärende Schnee der stets wärmer werdenden Sonne weichen musste, hat Heidelberg nichts vom Zauber meines ersten Besuchs eingebüßt. Auf der Stadt liegt eine gewisse Schwerelosigkeit, die nicht zu vergleichen ist mit der Hektik anderer Städte.

Nun verstehe ich auch, was mein Vater meinte, als er sagte, diese Uni habe eine Stadt. Die Universität ist überall und jederzeit in Heidelberg vertreten. Sie lebt in ihren unzähligen Instituten und in den kleinen Gruppen von Studenten, die von den Seminarräumen der Uni über die uralten Kneipen bis zu den Neckarwiesen überall zu finden sind.

Eine fast italienisch anmutende Leichtigkeit verbunden mit der etwas rauen, aber herzlichen Wärme der hier lebenden Menschen, machen Heidelberg zu einer einzigartigen, lebendigen und warmen Stadt. An Tagen, wenn die Sonne die Leute aus ihren Häusern treibt und ich durch die verwinkelten Gassen der Altstadt schlendere, spüre ich, dass ich nicht nur hier wohne und studiere, sondern dass ich diese Stadt in all ihrer Schönheit erlebe. Und wenn ich dann auf die Hauptstraße trete, in die zufriedenen Gesichter Eis schleckender Touristen blicke und die aufgekratzten Stimmen der Ladenbesitzer und Straßenkünstler höre, merke ich, dass kaum ein Einwohner oder Besucher Heidelbergs umhin kann, dies ebenfalls zu spüren.

Hans Dölzer

Lau ist die Maiennacht

Der Tag war schwül gewesen. Die Stadt, die an der Mündung des Neckartals in die Rheinebene lag, fing wie ein Trichter die warmen Westwinde ein. „Waschküchenwetter“ sagten die Einheimischen und nickten, denn sie kannten das. Ungewöhnlich war nur, dass es in diesem Jahr bereits so früh begann. Man schrieb den 17. April 1982.

An Waschküchentagen haben die Notärzte Hochbetrieb. Das drückende Klima belastet den Kreislauf und die Rettungswagen fahren Einsätze zu herzkranken Menschen. Auch vielen Gesunden macht das Wetter zu schaffen: Kopfschmerzen und Reizbarkeit stellen sich ein. Mancher sagt etwas, das er später bereut. So würde es auch an diesem Abend sein.

Jürgen nahm das Fahrrad. Zu Fuß war es ihm zu weit und mit dem Motorrad zu riskant, denn er war zu einer Feier eingeladen und würde sicher etwas trinken. Die Tür im zweiten Stock war nur angelehnt, viele Besucher wurden erwartet. Jürgen trat ein. Eine Menge Leute standen bereits in der Wohnung.

In der Küche fand er Andrea. Er nahm sich ein Bier und sie stellte ihm einen jungen Mann vor, den er nicht kannte. Er war größer als Jürgen, schlank, sportlich, mit hellem, kurzem Haar, gut rasiert. Jürgen schätzte ihn auf 20 bis 23 Jahre. Er war nicht mehr ganz nüchtern, schwitzte und war mit anderen Besuchern im Gespräch. Jürgen erfuhr, dass der junge Mann Polizist war, Streifenbeamter beim Revier Kirchheim.

Es war noch keine zehn Jahre her, als die Stadt am Neckar bekannt geworden war für umfangreiche Polizeieinsätze gegen Demonstranten, die gegen die Verteuerung des öffentlichen Nahverkehrs protestierten. So kam das Gespräch an diesem Abend fast zwangsläufig auf die Ausrüstung der Polizei. Der junge Beamte erzählte, dass sie erst kürzlich mit Neun-Millimeter-Weichmantelgeschossen ausgestattet worden waren.“

„Ich bin gespannt“, meinte er, „wie die wirken.“

Später würde sich Jürgen an diese Worte erinnern.

Der 24. Mai 1982 war ein Montag. In der Kirchheimer Gaststätte *Brückenkopf* war gegen Abend nicht viel Betrieb. Ein paar Stamm-

gäste saßen am großen runden Tisch neben der Theke und weiter hinten hatte ein Pärchen Platz genommen. So waren genügend Tische frei für Jürgen und Axel.

Die Freunde hatten sich über ihr gemeinsames Interesse am Motorradgeländesport kennen gelernt. Axel, obwohl klein und schmal gebaut, fuhr schon länger bei Enduro- und Moto-Cross-Rennen mit. Jürgen war bisher nur als Zuschauer dabei gewesen und hatte sich kürzlich eine gebrauchte 250-er Moto-Cross-Maico gekauft, um auch aktiv einzusteigen. Die Freunde setzten sich und bestellten zwei Bier.

Kurz vor neun Uhr wurde es lebhaft im Polizeirevier Kirchheim. Vier Jugendliche hatten in der Dämmerung ein älteres Ehepaar auf offener Straße überfallen und die Handtasche der Frau mit spärlichem Inhalt geraubt. Von der Leitzentrale war daraufhin der Befehl für eine Ringfahndung gegeben worden. Froh, vom lästigen Papierkram befreit zu sein, schwangen sich die Beamten in ihre Streifenwagen.

Über einer fruchtlosen Diskussion mit der Stammtischbesetzung im *Brückenkopf* war es unerwartet spät geworden. Kurz vor zwölf sah Axel auf die Uhr und musste feststellen, dass sein letzter Bus verpasst war. Die Freunde beschlossen, dass Axel die Nacht bei Jürgen verbringen sollte, dessen Wohnung nicht weit weg lag.

„Wir könnten doch auch die Maico nehmen und zu dir fahren“, schlug Jürgen vor, als sie angekommen waren.

Die Moto-Cross-Maschine sollte ohnehin am nächsten Tag zu Axel. Der gab zu bedenken, dass das Motorrad im Wettbewerbszustand war – nicht zugelassen und ohne Lichtausrüstung. Nach einigem Hin und Her einigten sich die Beiden dennoch, die kurze illegale Fahrt zu wagen, denn die zwei Kilometer zu Axels Wohnung waren von Straßenlaternen gut beleuchtet und jetzt nach ein Uhr nachts würde auch kein Verkehr mehr sein.

Jürgen setzt sich auf das Motorrad und lässt Axel hinter ihm auf der kurzen Sitzbank Platz nehmen. Er kickt die Maschine an und fährt untertourig vom Hof, bedacht darauf, mit dem lauten Cross-Auspuff nicht die ganze Nachbarschaft aufzuwecken. Die Straßen sind menschenleer. Vorsichtig geht es über die Brücke zum Hasenleiser. Als sie in die Max-Josef-Straße einbiegen, nähert sich von hinten ein Auto. Da sie unbeleuchtet fahren, will Axel keine Schwierigkeiten bekommen und bedeutet Jürgen, in die Kolbenzeil abzubiegen. Der PKW folgt und kommt näher.

Es ist kurz vor halb drei Uhr nachts. Jürgen fürchtet, dass um diese Uhrzeit irgendwelche angetrunkenen Zeitgenossen Streit suchen und fährt schneller. Doch das Auto holt auf. Als die Motorradfahrer in die Konstanzer Straße einbiegen, folgt ihnen der PKW mit quietschenden Reifen. Die Konstanzer Straße ist eine Sackgasse. Doch an ihrem Ende führt ein Feldweg Richtung Leimen hinaus.

Jürgen hat vor, den mysteriösen Verfolgern auf diesem Weg zu entkommen. Er nimmt die Kurve auf dem Wendeplatz und sieht, wie der PKW anhält. Jetzt erkennt er, dass es ein Polizeiauto ist. Ihm fällt ein Stein vom Herzen.

Jürgen bremst, wendet die Maschine und fährt langsam auf den Streifenwagen zu. Aus der Beifahrertür springt ein Polizist, geht in die Hocke, die Arme vorgestreckt, beide Hände umklammern die Dienstpistole. Was er schreit, kann Jürgen nicht verstehen, der Maico-Auspuff übertönt es. Im Gegenlicht der Autoscheinwerfer sieht er nur die Umrisse des kauern den Polizisten.

„Wie im Film“, denkt Axel.

Jürgen dreht das Motorrad bei und will anhalten. Da spürt Axel einen stechenden Schmerz an der Hüfte. Jürgen lässt das Motorrad fallen. Der Motor stirbt ab, es ist urplötzlich still. Axel kann sein rechtes Bein nicht bewegen. Jemand scheint seinen Unterleib mit einer Trennscheibe aufschneiden zu wollen. Über ihm steht breitbeinig der Polizist und zielt mit der Pistole auf Axels Kopf. Jürgen liegt zwei Meter weiter. Auch er ist verletzt. Im Licht der Straßenlampe erkennt er den Polizisten wieder.

„Holt einen Arzt!“, bittet Axel.

„Schnauze!“, schreit der Beamte, zitternd vor Adrenalin, die Dienstpistole weiter auf den Verletzten gerichtet.

In einem Haus geht das Licht an, ein Frauenkopf erscheint am Fenster: „Was ist denn hier los?“

Jetzt lässt der junge Polizist von dem Niedergeschossenen ab.

„Ruf die Sanis!“, sagt er zu seinem Kollegen.

Der Rettungswagen braucht eine dreiviertel Stunde.

„Die haben uns 'ne falsche Straße genannt“, meint ein Sanitäter zu Jürgen entschuldigend.

In der Klinik wird man feststellen, dass das Neun-Millimeter-Weichmantel-Geschoss Axel den Oberschenkelknochen zerschmettert hat, nahe der Leistenschlagader wieder ausgetreten ist und in Jürgens

Unterleib stecken blieb. Der Polizist wird später aussagen, dass das Motorrad auf ihn zugerast kam und ihn offensichtlich niederfahren wollte. Dagegen habe er sich mit der Waffe gewehrt. Gegen diese Aussage wird sprechen, dass die Kugel nicht von vorn kam, sondern von hinten dem Sozius in den Unterleib drang.

Der Polizist wird weiter aussagen, dass während der Verfolgung Blaulicht und Martinshorn eingeschaltet gewesen seien. Augenzeugen werden dem widersprechen. Die Staatsanwaltschaft wird das Verfahren gegen den Beamten einstellen mit der Auflage eines Bußgelds von 1.800 Mark, zahlbar an das Rote Kreuz. Axel wird ein Schmerzensgeld von 15.000 Mark vom Land Baden-Württemberg erhalten, als Ausgleich dafür, dass er mehrere Monate in der Klinik verbringt, bei einer Embolie knapp dem Tod entgeht und sein rechtes Bein stark verkürzt werden muss. Jürgen wird die Kugel herausoperiert werden. Er wird kein Schmerzensgeld bekommen. Nach mehreren Operationen wird Axel für immer stark hinken. Aber er fährt wieder Motorrad.

Birgit Erwin

Blaue Stunde

Den Gipfel des Bergs erreicht man über drei Treppen, die dem Wort Altbau neue Bedeutung verleihen. Ein Fahrrad kann man hier nicht hochtragen. Die Freunde fluchen.

Dann die Wohnung selber: Die Einrichtung ist spartanisch, und die Küche muss sich ihre Daseinsberechtigung mit dem Badezimmer teilen. Die Kochplatte auf dem Kühlschrank, der Zahnputzbecher auf dem Waschbecken gegenüber und von dem mit Klebeband reparierten Steckdosenkasten grinst selbstzufrieden eine Gummiente – auf der Küchenhälfte, fast im Ausland. Dann sind da noch die beiden Shakespeare-Poster und das Theaterschwert und vor dem Umdrehen ist eine Diät oder wenigstens Vorsicht angebracht.

Das Zimmer, der Salon, das Boudoir beherbergt ein Bett, zwei Tische, Klappstühle, die an der Wand lehnen und mehr Shakespeare. An der Wand, in den Regalen und wahrscheinlich auch im Kopf desjenigen, der verrückt genug ist, in einer Wohnung zu hausen, die einen

Öfen statt einer Heizung hat. Auf dem Ofen, zwischen zwei Bücherstapeln, steht trotzig ein kleiner, elektrischer Heizlüfter.

Über dem Bett, tatsächlich, ein Deckengemälde. Irgendjemand muss sich Wochen um die Ohren geschlagen haben, um diesen Aztekenkalender an die Decke zu pinseln. Danach hatten Generationen von Mietern nicht das Herz, ihn beim Renovieren zu übermalen, daher der altersgelbe Rand, in den weiße Pinselstriche ragen. Wenn du nachts im Bett liegst und zur Decke schaust, streckt dir ein alter Azteke die Zunge heraus: *Wir sind ausgestorben – ätsch – passiert euch auch noch.*

Andererseits ... wer sollte in diesem Bett liegen? Es ist besetzt. Besetzt von einer Horde Stofftiere aller Gattungen und Altersstufen, von dem quietschgelben Waschbär – er heißt namenloses Elend, wegen seiner traurigen Augen – bis hin zu Fuchsi – nomen est omen. Sie teilen sich ihr Dasein mit mehr Büchern. Ja, Shakespeare ist auch darunter, aber die Tiere lesen wohl lieber Taschenbücher: Liebesromane, Fantasy, Krimis, abgelesen und abgeliebt.

Das Schlepptop am Fußende des Bettes gibt Töne von sich – Eulrufe und quietschende Türen, Mysterium heißt der Bildschirm-schoner.

„Und hier wohnst du?“

Das klingt entsetzt, fragend. Jetzt ist der Augenblick gekommen, zur Seite zu treten, den Blick freizugeben. Vielleicht bleibt er kurz an den blutbespritzten Tauben am Fensterrahmen hängen, einer alten Halloween-Verkleidung, Symbol verlorener Unschuld und die Frage wird wiederholt – etwas ungläubiger noch, aber in diesem Augenblick wirkt der Zauber bereits.

Die Stadt liegt dir zu Füßen. Sie ist zusammengedrängt in ein Panorama von Dachgärten, verwinkelt und verzaubert und jeder von ihnen könnte eine Geschichte erzählen. Du hörst sie flüstern.

Es ist die blaue Stunde, das Atemholen zwischen Tag und Nacht, wenn Menschen schon künstliches Licht zu Hilfe nehmen, doch das natürliche reicht noch, die Winkel der Häuser zu erkennen und den dunklen Hügel, auf dem die Reichen und Schönen ihre Wohnstätten haben.

Was du jetzt hörst, sind die Glocken der Jesuitenkirche. Anderes Fenster. Manchmal ist der Nebel morgens so dicht, dass du den Kirchturm nicht erkennen kannst, aber nicht heute Abend. Du siehst das Studentenwerk. Auf seinen Fensterbänken stehen Bierflaschen und Milchtüten, hängen Socken. Hinter den Fenstern wird gekocht. Wenn du dich hinauslehnest, kannst du das Heidelberger Schloss sehen.

Lieber nicht. Taubenalarm! Du kannst sie schon von weitem hören, wenn sie mit sattem Flügelklatschen einfallen. Im Winter hocken sie schlechtgelaunt auf den Schornsteinen, aber heute ahnen sie den Frühling.

Es ist ganz still. Genieße den Zauber der blauen Stunde, ehe der *Kleine Mohr* zum Leben erwacht.

Es ist gar nicht so schlimm, über einer Kneipe zu wohnen, nicht schlimm, das Leben zu hören. Samstags musst du herkommen, dann geht es ab. Bis drei, vier Uhr morgens hörst du sie dann grölen und lachen. Neben dem *Kleinen Mohr* liegt die *Destille*, der *i-Punkt*, das *Vetters*. Dort kriegst du das Bier in Henkelflaschen abgefüllt, wenn du willst, in der *Destille* macht man Erstsemester mit warmem Erpel gefügig. Im *Kleinen Mohr* gibt es zum Bier Simons Sprüche.

Raue Stimmen wehren sich gegen das Klischee der verträumten Universitätsstadt.

Du Arschloch. Ich fick dich tot. Scheiße. Komm doch her, wenn du dich traust.

Du kannst sie nicht sehen, aber du hörst sie bis in die frühen Morgenstunden, während du wachst oder liest oder am Computer sitzt und Worte und noch mehr Worte über den Bildschirm tanzen lässt.

Jetzt ist es dunkel, die Gasse, der Hinterhof, die Terrassen sind in Schatten zusammengeflossen. Es wird Zeit, dir ein Eckchen im Bett freizuschaukeln. Den Kopf lehnt du vielleicht an den Bären, den dein Bruder dir zu Weihnachten geschenkt hat. Oder du lässt einfach die Stirn auf das Buch sinken, denn du bist zu müde, das Lesezeichen zu suchen. Der Computer zu deinen Füßen summt.

Komm nur zu mir. Schöpfe Atem. Wenn der Zauber der blauen Stunde dich einfängt, hältst du für Augenblicke das Leben in beiden Händen.

Birgit Erwin

Night Blues

„Was wäre, wenn der Nachthimmel golden wäre?“

„Ich weiß nicht. Was wäre dann?“

„Dann würde ich ein schwarzes Tuch darüber hängen, einen sichelförmigen Schlitz hineinschneiden, genau über unseren Köpfen. Und ich würde ewig hier sitzen wollen und deinen Atem an meiner Wange spüren.“

„Und wenn der Nachthimmel nicht golden wäre?“

„Ich weiß nicht“, sagte sie leise. „Ich habe mir nie Gedanken darüber gemacht, dass es anders sein könnte.“

„Wirklich nie?“, fragte er. Seine Stimme klang sonderbar. „Und was wäre, wenn der Himmel, sagen wir, grün wäre?“

Sie drehte den Kopf und sah sein Grinsen. Erleichterung schnürte ihr die Kehle zu.

„Idiot“, murmelte sie und gab ihm einen Klaps. „Du bist dran.“

Sie lehnte sich zurück und schaute in die Sterne. Sie liebte diese stillen Frühlingsabende mit ihm. Sie liebte ihr Spiel, das sie nach seinem Zusammenbruch vor drei Jahren erfunden hatten, um sich daran zu erinnern, dass das Leben noch Glück bereithielt.

„Fällt dir nichts mehr ein?“

Sie blinzelte gegen das warme Licht der Petroleumlampe, als er seine Finger aus ihrer Hand löste.

„Gut“, sagte er langsam, „ich bin dran. Was wäre, wenn ich dich fragen würde, ob wir in die Stadt fahren wollen. Wir sind seit einer Ewigkeit nicht mehr ausgegangen.“

„Nun, mein Herr, ich würde sagen ...“

„Nein, Lizzy, ernsthaft. Lass uns ausgehen!“

Ihre Augen wurden groß. Mit einem Schlag war die Angst wieder da.

„Wir waren nicht mehr aus, seit ...“

„Ich weiß das. Ich weiß das alles. Aber drei Jahre, Lizzy! Wir haben uns hier lebendig begraben. Willst du das? Soll so unsere Zukunft aussehen?“

Ja, dachte sie und presste die Lider zusammen, damit er ihre Tränen nicht sah.

Er streckte ihr die Hand entgegen.

„Bitte, Liebling, sag ja.“

Der Glanz seiner Augen erinnerte sie an damals. Sternenfeuer hatte sie ihn genannt. Das war jetzt mehr als dreißig Jahre her. Heute durchzogen Falten sein Gesicht und die Haare waren fast weiß, aber das Sternenfeuer glitzerte im Halbdunkel der Veranda wie früher.

„Wir haben schon so viel verloren“, sagte sie hilflos.

Plötzlich lag er vor ihr auf den Knien und umfasste ihre Hände. Seine Knochen knirschten ein wenig, während er ihr noch einmal den jugendlichen Liebhaber vorspielte.

„Aber wir haben uns. Wir sind nicht tot. Ich bin nicht gestorben.“

„Aber du hättest sterben können. Frank, ich könnte ein Leben ohne dich nicht ertragen.“

Tränen liefen ihr über die Wangen. Sie war machtlos dagegen. Er streckte die Hand aus und wischte sie mit dem Daumen fort.

„Bitte?“

Sie lächelte schwach. „Was wäre, wenn ich ja sagte?“

„Ich hol die Wagenschlüssel.“

Seine Hände lagen entspannt auf dem Lenkrad des BMW. Er lächelte. Sie hatte vergessen, wie gut er aussah. Auf der Intensivstation war sein Gesicht weiß und eingefallen gewesen und in seinem Körper hatten Schläuche gesteckt. Lizzy wandte den Blick ab. Drei Jahre, dachte sie. Drei angstfreie Jahre in ihrer kleinen Festung acht Kilometer vor Heidelberg. Aber auch drei Jahre ohne den Blick, den er ihr zugeworfen hatte, als sie in ihrem Kleid auf die Veranda getreten war. Ihr Herz klopfte. Dieser Blick hatte ihr beinahe die Angst genommen. Jetzt war sie wieder da.

„Fahr nicht so schnell, Frank. BITTE!“

„Lizzy, ich fahre 50.“

Die Bäume rasten rechts und links vorbei. Sie krallte die Hände in das Leder ihrer Handtasche.

„Frank, pass auf!“

Der Wagen schlingerte.

„Was denn?“

„Nichts, ich dachte nur ...“

Sie zuckte hilflos die Achseln.

„Hör zu, Lizzy, wenn du möchtest, dass ich einen zweiten Herzinfarkt bekomme, musst du nur so weitermachen. Du benimmst dich wie ein altes Weib.“

„Ich bin ein altes Weib.“

Der Ärger wich aus seinem Gesicht. Er hob eine Augenbraue.

„Wirklich? Du siehst nicht so aus.“

Er grinste und trat das Gaspedal durch. Sie sah genau, dass er über sechzig fuhr. Ein Stundenkilometer für jedes Jahr.

Jeden Montag und Donnerstag kam sie in die Innenstadt, um einzukaufen, aber im Schein der Neonlichter sah die Hauptstraße fremd aus. Ihr Fuß stieß gegen eine Bierflasche. Sie zuckte zusammen und drängte sich dichter an Frank.

„Wohin gehen wir?“

Die Wärme seines Körpers war beruhigend, der Geruch seines Rasierwassers vertraut. Sie spürte, wie er sich über sie beugte.

„Aber Lizzy, hast du es wirklich vergessen?“

Sie konnte ihm nicht in die Augen sehen.

„Der *Goldene Stern* hat längst zugemacht, Frank“, sagte sie mit abgewandtem Gesicht. „Da ist jetzt ein chinesischer Schnellimbiss drin. Das *Kammer-Kino* gibt es auch nicht mehr. Die Dinge ändern sich.“

„Drei Jahre“, hörte sie ihn murmeln. „Nur drei Jahre.“

„Lass uns zurückfahren.“

Er gab sich einen Ruck.

„Unsinn, es wird ja noch eine andere Kneipe geben ... Entschuldigung, könnt ihr uns ein Lokal sagen, in dem man tanzen kann?“

Die jungen Leute unterbrachen ihre Unterhaltung. Sie hielten Bierflaschen in den Händen und Zigaretten zwischen den Lippen. Ein Mädchen drehte ihnen ihr Bauchnabel-Piercing zu. Ihr Blick glitt abschätzend über das Paar. Endlich reckte sie den Arm und zeigte mit der glühenden Spitze ihrer Zigarette die Straße hinunter.

„Gehen Sie ins *Cave*. Da geht's voll ab. Gleich am Ende der Straße.“

Frank dankte ihr mit einem Lächeln, während die Kids kicherten. Als sie außer Hörweite waren, wandte er sich aufgeregt an Lizzy.

„Das *Cave* gibt es noch? Warum hast du das nicht gleich gesagt. Ich erinnere mich noch ...“

Lizzy schwieg. Vor dem Eingang stand ein glatzköpfiger Mann in schwarzen Jeans.

„Sucht ihr wen?“

„Nein. Eigentlich wollten wir da rein.“ Frank zeigte auf die offene Türe, aus der laute Musik kam.

„Ihr?“

Lizzy spürte, wie ihr Mann sie losließ. Die Handtasche war jetzt ihr einziger Schutz.

„Ja, wir“, sagte Frank. „Spricht etwas dagegen?“

„Frank, bitte...“

„Nee, gar nichts. Ist Ihr Abend.“ Achselzuckend ließ der Rauschmeißer sie passieren.

„Na bitte“, raunte Frank. „Und hast du das Schild gesehen. Die haben sogar Life-Musik.“

„Ja, ich hör's.“

„Wie bitte?“

„Ich kann die Musik hören.“

„Ich kann dich nicht ... ist ja auch egal ... komm!“

Er fasste Lizzys Hand und zog sie durch die Tanzenden zur Theke. Es war heiß und stickig. Und laut.

Hinter der Bar stand ein viel zu junges Mädchen in einem Glitzer-
top. Ihr Blick fiel auf Frank und veränderte sich.

„Suchst du wen?“

Sie sah eigentlich ganz sexy aus, auf eine sehr ... kindliche Art. Frank lächelte das Mädchen an. Dann erinnerte er sich, dass seine Frau hinter ihm stand und brüllte. „Zwei Bier bitte.“

Das Mädchen nickte und Frank drehte sich zu Lizzy um.

„Bisschen laut hier, aber sonst ganz nett. Ist doch langweilig, immer nur mit Menschen unseres Alters zu verkehren und außerdem ...“

Sie wedelte mit der Hand vor den Ohren und bewegte die Lippen. Ihr Ehering blitzte. Ihre Finger berührten sich, als er ihr das Glas reichte.

Plötzlich schleuderte ein Stoß Frank gegen die Theke.

„He, Opa, musst du hier rumstehen?“

„Ich ...“

„Willst du Mädels aufreißen, du geiler alter Bock? Hey, ist das deine Frau? Darf ich mal mit deiner Frau tanzen, Opa?“

Frank schüttelte sich und sah, wie ein junger Mann mit lautem Lachen nach Lizzys Arm griff. Er sah aus wie sechzehn und torkelte stark.

„Lass sie los!“

„Hast du was gesagt, Opa? Hast du mich gerade angefasst?“

„Frank, nicht, denk an dein Herz.“

Mittlerweile hatten sie Publikum. Ein Mädchen kicherte.

„Genau Frank, denk an dein Herz!“, grölte eine Stimme.

Er biss die Zähne zusammen. „Du entschuldigst dich jetzt bei meiner Frau oder du bekommst Ärger!“

„So?“ Langsam streifte der Junge die Lederjacke von den Schultern. „Die will ich mir nicht versauen. War teuer.“

„Lass den alten Mann doch erst sein Gebiss rausnehmen. Das war sicher auch teuer“, brüllte der Witzbold.

Okay, dachte Frank, John Wayne war cool. Clint Eastwood ist cool. Sean Connery ist obercool. Und die sind alle älter als ich! Das Adrenalin schoss ihm in den Kopf. Er hob die Fäuste.

„Dann zeig mal, was du kannst.“

Als er aufwachte, tanzte Lizzys Gesicht über ihm.

„Tut's weh, du Superheld?“, fragte sie trocken. Er stöhnte eine Antwort und musterte sie aus dem linken Auge. Das rechte konnte er nicht öffnen. Vorsichtig zog er ihr feuchtes Taschentuch vom Gesicht.

„Wie sieht der andere aus?“, nuschelte er und stellte fest, dass seine Lippe aufgeschlagen war.

„Ich weiß nicht. Als sie ihn von dir runter zogen, ziemlich selbstzufrieden.“

Sie legte den Arm um seine Taille und half ihm auf die Füße.

„Komm schon. Ich fahre.“

Grillenserenade in A-Moll – die Terrasse lag im Mondlicht. Auf dem Tisch standen zwei halb volle Weingläser. Er humpelte an den Tisch, pulte eine Fliege aus dem Bordeaux und nahm einen Schluck. Lizzy war auf dem Rasen stehen geblieben. Sie sah wunderschön aus in ihrem langen Kleid. Die Haut ihres Halses schimmerte. Plötzlich wurde seine Kehle eng.

„Lizzy, bin ich ... alt?“

„Ja, Liebling“, sagte sie leise. „Und ich bin es auch.“

Ihre Augen waren voller Liebe. Er ließ die Schultern sinken.
„Ich hab mich ganz schön lächerlich gemacht, nicht wahr?“
„Ach Frank.“ Ganz sachte legte sie ihm eine Hand auf den Mund,
während sich die andere auf seine Schulter stahl.
„Du schuldest mir noch einen Tanz.“
„Hier?“
Sie schmiegte sich wortlos in seine Arme. Es war wie damals im
Night Blues.
„Was wäre, wenn du jetzt einen Wunsch frei hättest?“
Ihr Kopf lag auf seinem Schlüsselbein und wenn sie nicht mehr so
leicht tanzte wie früher, dann merkte er es nicht, weil er hinkte und
seine Rippen bei jedem Schritt schmerzten. Er hätte ihr gerne gesagt,
dass er in diesem Augenblick wunschlos glücklich war. Aber er wollte
nicht lügen. Sein Blick schweifte über ihren Kopf hinweg und verlor
sich in den Sternen.
„Dann würde ich mir wünschen, das Gesicht von dem jungen
Rüpel zu sehen, wenn ihn das erste Mal jemand Opa nennt.“

Marion Geelhaar

Memories

1961 ist das Jahr großer Feierlichkeiten in Heidelberg. Die Universität begeht das 575. Jahr ihres Bestehens. Veranstaltungen lösen einander ab. Bedeutende Persönlichkeiten aus aller Welt finden sich als Gäste ein. Der absolute Höhepunkt ist ein großer Ball im Schloss. Mehrere Musikgruppen spielen auf verschiedenen Ebenen.

Christiane, jung und apart, seit einem Jahr im Gebäude der alten Universität bei einem oft mürrischen Regierungsrat als Schreibkraft beschäftigt, hat, wie die anderen Mitarbeiter, eine Einladung bekommen. Angehörige sind ausgenommen.

Es ist ein herrlicher Abend. Alle aus Christianes Abteilung sitzen an einem festlich geschmückten Tisch. Überall brennen Kerzen. Es wird getanzt. Es ist laut und fröhlich. Man winkt einander zu. Eleganz dominiert.

Christiane tanzt mit Kollegen, Studenten und Professoren. Irgendwann verbeugt sich ein kleiner alter Herr formvollendet vor ihr und sie tanzt mit Somerset Maugham.

Die Atmosphäre geht unter die Haut. Der Zauber Heidelbergs wirkt auch hier oben und jeder ist sich der Einmaligkeit dieser Stunden bewusst.

Zur Mitternacht hat sich Christiane mit Rudolf, einem Freund ihres Mannes, verabredet, der als Chemiestudent Taxi fährt. Er wird sie abholen und nach Hause bringen.

Kurz nach zehn verabschiedet sich Christiane von ihren Tischnachbarn. Sie will sich noch ein bisschen umsehen und vor allem Albert Mangelsdorff, der zu dieser Zeit schon Deutschlands berühmtester Jazzmusiker ist, hören. Ihn live zu erleben ist eine ganz seltene Gelegenheit.

Auf den Treppen herrscht dichtes Gedränge. Christiane muss aufpassen, denn sie läuft auf der rechten Seite an der Wand entlang nach unten und bleibt oft stehen, um Eiligere vorbei zu lassen.

Dann geschieht das, was man die Magie des Augenblicks nennt: sie sieht in die strahlenden blauen Augen des bestaussehenden jungen Mannes, den sie jemals gesehen hat.

Beide bleiben inmitten der Menschen stehen. Sie nehmen nichts mehr wahr außer den anderen. Es scheint nur noch Christiane und Andy zu geben und sie ahnen sofort, dass dies hier unvergesslich bleiben wird.

Andy ist groß. Er hat einen schmalen Kopf, welliges, braunes Haar. Seine Augenbrauen sind breit und seidig. Die azurblauen Augen leuchtend und klar, umrahmt von dichten, dunklen Wimpern. Sein Mund ist sinnlich. Wenn er tanzt, zeichnen sich unter seinem dunklen Anzug die Konturen eines vollkommenen Körpers ab. Er ist ein Meisterstück der Natur.

Andy ergreift ihr Handgelenk. „Wo willst du hin?“

„Zu Mangelsdorff.“

„Ich komme mit.“

Beide lieben Jazz. Andy ist ein hinreißender Tänzer. Er führt sie, dass sie tanzt wie nie zuvor. Sie tanzen einen Boogie. Die anderen Pärchen bleiben stehen und klatschen im Takt und rufen *heybaberiba*.

Träume ich oder tanze ich wirklich mit diesem herrlichen Mann, der offenbar nur Augen für mich hat? Sie ist hingerissen von Andy und wenn sie ihn ansieht, strahlt er verlegen zurück, als wollte er sagen *ich weiß*.

Andy ist Amerikaner. Seine Mutter Brigitte ist Heidelbergerin und lernte als Dolmetscherin seinen Stiefvater, einen amerikanischen Offizier, kennen. Sie heiraten. Andy, eigentlich Andreas, lebt mit seinen Eltern in verschiedenen amerikanischen Garnisonsstädten. Nun ist sein Vater – inzwischen Colonel – wieder in Heidelberg stationiert. Sie wohnen in der Patrick-Henry-Village, einer amerikanischen Siedlung am Rande Heidelbergs, die eigene Schulen, Kirchen, Clubs und Supermarkets hat.

Andy studiert in Heidelberg Medizin. Er spielt in einer amerikanischen Hockeymannschaft und sucht ein Zimmer in der Heidelberger Altstadt, die er so reizvoll findet.

Christiane ist, wie ihr Ehemann Uli, in Berlin geboren und kam auf Umwegen nach Heidelberg. Eigentlich wollten sie nach Kanada auswandern. Sie haben einen kleinen Sohn namens Frank.

Andy spricht fließend Deutsch mit einer englischen Klangfärbung. Er ist viel größer als Christiane. Er hat sie beim Tanzen dicht an sich herangezogen. Sie spürt seinen Mund in ihren Haaren. Ihre Hände schwitzen. Als sie etwas von ihm abrücken will, zieht er sie sofort wieder an sich.

„Andy, bitte!“, flüstert sie.

Mangelsdorff spielt jetzt den Song *I'd like to get you on a slow boat to China*. Christiane erschauert. Es ist *ihr* Lied, Ulis und ihr Song. Es ist, als wollte eine höhere Macht sie ermahnen.

Andy summt mit und flüstert ihr zu: „Glaubst du, dass man sich innerhalb einer Stunde in einen fremden Menschen total verlieben kann?“

Sie lächelt. „Das ist Heidelberg, Andy.“

Irgendwann sagt er: „Ich halte das nicht mehr aus, honey, let's go out.“

Sie verlassen das Schloss. Er führt sie irgendwo hin, wo es nicht ganz dunkel, aber auch nicht mehr hell ist.

Er drückt sie sanft gegen eine Wand, nimmt ihr Gesicht in beide Hände und bedeckt es mit Küssen, um immer wieder ihren Mund zu finden.

„Lass uns morgen ins Cave gehen!“

„Andy, ich kann nicht. Ich bin verheiratet.“

„Du könntest, aber du willst nicht.“

Sie schüttelt traurig den Kopf und spürt, wie Andys Herz hämmert.

„Fass' mich an, bitte!“

Er drückt seinen Körper noch fester an sie.

„Mach es, Christiane, bitte!“

„Nein!“

Sie schreit es. Sie kann nicht mehr. Ihr Verlangen nach diesem Mann und das schlechte Gewissen gegenüber Uli, der volles Vertrauen in sie setzt und zu Hause auf sie wartet, bringt sie an die Grenze des Ertragenkönnens. Sie weiß, dass sie alles aufs Spiel setzt und sie will Uli, die Liebe ihres Lebens, nicht verlieren.

Andy ist entsetzt über ihren Ausbruch.

„Mein Gott, bist du erbarmungslos!“

Er ist blass und zündet sich eine Zigarette an. Sie schweigen. Plötzlich verbeugt er sich vor ihr.

„Lady“, sagt er bitter und läuft mit hochgezogenen Schultern in Richtung Schloss, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Rudolf ist pünktlich mit dem Taxi am Ausgang. Er fährt sie in die Weststadt und wundert sich, dass sie kein Wort spricht.

Zu Hause angekommen, sieht Christiane, dass im Wohnzimmer noch Licht brennt. Sie geht sofort ins Bad. Ihr Lippenstift ist verschmiert, die Wimperntusche verwischt. In Eile bringt sie alles wieder in Ordnung. Da steht ihr geliebter Uli in der Tür. Besorgt sieht er sie lange an.

„War was?“

„Nö.“

Später sitzen sie noch bei einem Glas Wein und Christiane erzählt und erzählt – aber kein Wort von Andy.

Nachdem sie sich hingelegt hatten, steht sie noch einmal auf und sieht auf den dunklen Gaisberg. Alles in ihr ist noch in Aufruhr.

„Komm ins Bett“, sagt Uli leise.

In der Woche darauf arbeitet Christiane wieder in der alten Uni. Sie muss durch die Zimmervermittlung für Studenten gehen, um ihren Chef, den Regierungsrat, etwas zu fragen. Im Vorbeigehen sieht sie die am Tresen wartenden Studenten und blickt direkt in Andys Augen. Verlegen will sie auf ihn zugehen, um ihn zu begrüßen, aber Andy wendet sich ab und verlässt den Raum.

Sie läuft weiter in das nächste Zimmer. Ihr Herz rast. Durch das vergitterte Fenster sieht sie auf den Uniplatz.

Andy, lieber, lieber Andy.

Sie sehen sich nie wieder.

Ouliana Gorbolskaia

Grüße aus Heidelberg

Liebe Iwana! Sonne, Hitze und ich bin schon wieder in Heidelberg, eine Stadt, an die man sein Herz verlieren kann, eine Stadt im Herzen von Europa.

Es ist eigentlich eine Kleinstadt, kleiner als mein heimatliches Zelenograd, das wir als *small city near Moscow* bezeichnen. Aber Heidelberg wirkt so viel schöner. Trotz der wenigen Bewohner findet hier immer irgendetwas statt. Es gibt immer Feste, Konzerte und Vorstellungen.

Heidelberger behaupten, in einer Universitätsstadt zu wohnen. Natürlich spielt die Uni eine große Rolle im Stadtleben. Nicht nur in der deutschen, sondern auch in der russischen Geschichte wirkt sie nachhaltig. In den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts wurde Heidelberg zum Sammelpunkt der russischen Studenten mit revolutionären Gedanken. In dieser Zeit besuchten solche weltbekannten russischen Wissenschaftler wie zum Beispiel N. I. Pirogov und D. I. Mendeleev Heidelberg.

Unglaublich! Wenn man heute durch die feinen, ruhigen Straßen der Altstadt geht, kann man kaum glauben, dass hier die revolutionäre Vorarbeit geleistet wurde.

Vielleicht sind schon damals einige Russen in Heidelberg wohnen geblieben. Sehr oft höre ich auf den Straßen Leute Russisch sprechen. Und manchmal sprechen sie über so lächerliche Themen. Dann fühle

ich mich unwohl. Für jede Nation ist es ein großer Fehler zu denken, dass niemand in Heidelberg sie versteht. Es gibt immer jemanden, der dieselbe Sprache spricht.

Heidelberg ist eine Stadt mit allerlei Möglichkeiten. Hier gibt es die Schlossruine und das futuristische Pferd, die älteste Universität in Deutschland und das größte Fass der Welt, amerikanisches Militär und italienisches Eis. Heidelberg ist eine Stadt, an die man sein Herz verlieren kann, eine Stadt im Herzen von Europa.

Viele Grüße aus Heidelberg
Deine Ouliana

Werner Hacker

Jan Ernstl

Heidelberg inspiriert. Zumindest die Dichter auf der Durchreise. Wie den jungen Wiener Jan Ernstl. Er fliegt von Budapest nach Berlin und von Berlin nach Stuttgart. Ein Zug fährt ihn in 40 Minuten nach Mannheim. In den Innenstadtquadraten sucht Jan Ernstl Friedrich Schiller. Vergeblich. Verzweifelt steigt er vor der neuen SAP-Arena in ein Taxi.

„Wohin?“

Ernstl bleibt stumm und zeigt dem Chauffeur ein Buch. Auf dem Titel bläst ein Knabe in ein Wunderhorn.

„Heidelberg!“

Der Taxifahrer strahlt. Endlich zahlt sich einmal aus, dass er in den siebziger Jahren 19 Semester Germanistik studiert hat.

Zwei Ordnungshüter stoppen den Wagen mit dem Wunderhorn dienstefrig in der Bergheimer Straße, Höhe Krehl-Klinik. Als sie die Personalien überprüfen, stellen sie fest, dass es sich um einen Österreicher handelt.

Ernstl soll sofort seinen Koffer öffnen. Der Koffer, so scheint es, ist leer. Der jüngere Polizist hebt ihn hoch, kippt ihn und plumps, es fallen immer mehr in Kleinbuchstaben geschriebene Wörter heraus: bermann, linheim, budagart ...

Der ältere der beiden Polizisten runzelt die Stirn. Der Jüngere bückt sich. „Es handelt sich um – aber lies das doch bitte selbst, Kollege!“

„Mann, was soll der Blödsinn?“, raunzt dieser Ernstl an.

„Mussten Sie meinen Poetenkoffer so rüde behandeln?“

Ernstl ist den Tränen nahe, aber er ist auch bockig.

„Sehen Sie, was Sie angerichtet haben.“ Demonstrativ zeigt er auf ein Wort.

„Sie kommen mit auf die Wache!“, befiehlt der ältere Polizist. Der Jüngere telefoniert schon nach Verstärkung. Als bald kreisen 68 alte Hubschrauber über der Stadt.

„Darf ich das von Ihrem werten Kollegen ausgelöste Chaos wenigstens erst noch beseitigen?“

Ohne eine Antwort abzuwarten, legt Ernstl ein Wort nach dem anderen in den Koffer zurück. Übrig bleibt „ellub“.

Die ersten Wasserwerfer rücken an. Eine Lautsprecherstimme fordert die Schaulustigen auf, zu den Fernsehgeräten zurückzukehren.

Der Taxifahrer kassiert kopfschüttelnd die Rechnung und setzt dann mit dem Wagen zurück. Bei seinem Wendemanöver hätte er „ellub“ fast überrollt.

Doch die einzelnen Buchstaben springen geistesgegenwärtig zur Seite und setzen sich neu auf dem Gehsteig zusammen.

Der Taxifahrer schaut aus dem Seitenfenster und liest: bulle.

Ernstl lacht. Die Polizisten legen ihm Handschellen an und ketten ihn an den Zaun der Klinik. Ein Ordnungshüter geht zum Auto, um eine Kamera zu holen.

Eine Woche später, drei so genannte Beweisfotos liegen vor dem Haftrichter auf dem Tisch: lebul, lubel, buell.

Der Sachverständige von der örtlichen Universität hat ein 68-seitiges Gutachten geschrieben.

Seine Kollegen aus Negnibüt und Burgfrei lehnen in einer Stellungnahme ein Zweigutachten ab über lebul.

Ein Privatgelehrter vermutet im Rahmen einer literarischen Stadtführung: möglicherweise sei in Heidelberg zufällig der Schüttelreim erfunden worden. Allerdings weder von Eichen noch Dorf, Meier oder Busel.

Und Ernst! Hat den Faulen Pelz als freier Mann verlassen. Feiert seine Freiheit! Mit Koffer! Wieder in Wien tanzt er einen Walzer und erzählt Friederike anschließend, was Sie hier nesel.

Werner Hacker

Wo steht das schönste Schloss?

Die handelnden Figuren: Ludwig II, König von Bayern, genannt Wiggerl, Kaiserin Elisabeth, seine Cousine, genannt Sissi, ein kleiner Baumeister, zwei Hofdamen und ein schimmelreitender Bote.

Die aktiven und passiven Tiere: ein Pferd, ein Schwan und allerlei Getier in den Gemäuern.

In weiteren tragenden Rollen: Baupläne, eine Ansichtskarte aus Heidelberg, ein Computer, E-Mails, offene Fenster, ein Telefon, schöne Schlösser.

Spielstätten: mein Kopf, Ihr Kopf, dazu noch Neuschwanstein.

Was sonst noch gebraucht wird: Fantasie und viel Toleranz. (Falls der Leser ein Königstreuer ist.)

„Sissi?“

„Ja, Wiggerl!“

„Siiiiissi?“

„Ja, doch, Herr König!!!“

Die Telefonverbindung nach Schloss Neuschwanstein wird unterbrochen.

„Sissi, meine Möwe! “

Ludwig II. seufzt.

Eine Woche ist seitdem vergangen. Sissi und Ludwig hatten in dieser Zeit keinerlei Kontakt. Pochen. Ächzen eines Schlosses (Türschlosses!), Hufgetrappel. Ein Knappe reitet auf einem Schimmel ins königliche Schlafgemach, wo Ludwig den Tränen nahe über Bauplänen gebeugt steht. Der Geldsack unter dem Lotterbett ist vollkommen leer. (Geldsack und Lotterbett wurden eingangs vergessen zu erwähnen. Wir holen dies natürlich hiermit nach und bitten höflichst um Entschuldigung.)

Auf Ludwigs Schulter sitzt ein schwarzer Schwan. (Achtung Symbol! Unsere Geschichte wird böse enden.)

„Post, Post für seine Majestät.“ (Oder heißt das: Ihre Majestät?)

Der Schimmel wiehert. Lässt vier Äpfel fallen. Wiehert auf baye-
risch. (Könnte es auch auf französisch, klänge allerdings gleich.)

„Hier! Für seine Majestät!“ (Oder auch Ihre.)

Der Bote überreicht eine Ansichtskarte.

Ludwig arg enttäuscht: „Warum kein Liebesbrief?“

Hält die Ansichtskarte mit spitzen Fingern gegen das Licht.

Das Foto auf der Vorderseite zeigt das Schlösschen in Hand-
schuhsheim.

Ludwig II. dreht die Karte um.

„Schloss Heidelberg ist viel schöner als Deins, ätsch.“

Schreibt sie, die Cousine.

„GRRRRRRRRH. HOLT MIR DEN BAUMEISTER!!!!!“

Der Baumeister kommt, ganz klein, sehr klein. Ein Wicht wie
Perkeo. Aber mit fester kräftiger Stimme: „Neuschwanstein ist ein
Traum. Das hat auch die *Deutsche Bauzeitung* in der Dezemberaus-
gabe geschrieben. Baute Ihrer Majestät ein Schloss wie ein Traum.“
(Oder seiner?)

Wiggerl wirft die Ansichtskarte zu Boden. Trampelt so lange
darauf herum, bis das Schloss eine Ruine ist.

„Weg damit!“

Die anwesende Hofdame bückt sich und bekommt – sie ist nicht
mehr die Jüngste – prompt einen Hexenschuss. Der König breitet neue
Baupläne auf dem Lotterbett aus. Im Schlafgemach leuchtet aber nur
das blaue Licht des Computerbildschirms. (Hatten die damals über-
haupt schon welche?)

„Sie haben Post!“

Ludwig II. hatte – wie wir wissen – vergessen, den Computer
herunterzufahren, bevor er sich den Bauplänen widmete.

„Bestimmt Post von Sissi.“ Freu!

Ärgert ihn aber mächtig, was er jetzt lesen muss: „Du Wiggerl, sie
haben in Heidelberg sogar noch ein Schloss. Das ist aber wirklich
sooooo hübsch!“

Ludwig drückt die Taste. Löschvorgang erfolgreich abgeschlossen.

Der Baumeister mit Vornamen Konstantin kommt zurück. Er hat
die von Ludwig zertretene Ansichtskarte im Altpapiercontainer von

Neuschwanstein entsorgt und die an Hexenschuss leidende Hofdame daneben drapiert, in der Hoffnung, dass sie von Dr. Gudden spätestens bis 2006 gefunden wird.

Wiggerl hat gemerkt, dass es bei diesem Licht keinen Sinn macht, Baupläne zu studieren. Er sitzt vorm Computer der Marke Tegel und sieht einen Berg von Mails, die er aber ignoriert, denn er möchte bei E-Bay günstig einige Bausteine ersteigern.

Doch erneut bekommt er Post, kann die Mail von Sissi aber nicht ausdrucken. (Jetzt die IT zu rufen, wäre ein paar Jahre zu früh. Ludwigs Fluch drucken wir nicht nach.)

Sie haben Post. Öffnen Sie ein Fenster!

Es zieht mächtig in Neuschwanstein. Dem Baumeister fällt das heute erst auf. Er muss von diesem Umstand ablenken.

„Schon bald wird man seiner Majestät ein Musical schreiben.“
(Oder Ihrer?)

„Ruhe jetzt, haben Sie nicht gehört: Ich habe Post.“

Wiggerl lacht und hüpfelt wie ein kleines Kind herum. „Cool! Ich habe Post! Bestimmt vom Cousinchen. Oh Sissi!“

„Ein Musical, Majestät! Das ist modernes Musiktheater mit Gesang.“

„Gesang? Geht mir auf den Wecker. Konstantin, ich will Baulärm hören. Warum treibt sich die Sissi bloß immer in der Weltgeschichte herum. Statt nach Heidelberg sollte sie zum Tegelberg reisen, wo wir Rotwild und Sauen jagen und dann Party machen.“

Der Baumeister erklärt eher zögerlich: „Die haben da in der Kurpfalz ein Schloss! Ein Schloss oder – möglicherweise – gar zwei davon.“

Korrigiert sich sofort mit lauter Stimme: „Ähem, ich meinte, sie haben da in Heidelberg, ähem, sie haben eingestürzte Mauern. Wie das, Majestät, bei den Preußen eben so der Fall ist.“

Die zweite, etwas jüngere Hofdame tritt ein. (Die erste liegt noch beim Müll – von Dr. Gudden weit und breit keine Spur.) Die jüngere Hofdame beginnt mit Peggy-March-Stimme zu singen: Memories of Heidelberg. (Wir fragen uns: Woher kennst sie dieses Lied. Hat es Sissi heruntergeladen, auf CD gebrannt und dem Schimmelreiter in die Satteltasche gesteckt?)

Dem Baumeister ist dies egal, er singt mit.

„RUHE! Ja sind denn hier jetzt alle verrückt?“

Wiggerl zerreißt bei seinem Anfall in Tobsucht sämtliche Baupläne.

Der Baumeister beschränkt sich aufs Summen: Memories ...

Das Telefon klingelt.

„Sissi?“

„Wiggggggerllll!“

„Siiissssi!“

„Wiggerl, wann baust du denn wieder mal ein Schloss?“

„Wieso?“

„Weil die in Heidelberg so schön waren, aber auch so kaputt sind. Bau uns beiden ein Schloss am Neckar.“

„Gute Idee! Wieso am Nektar?“ (Die Leitung ist – wie später bei der Telekom durchaus üblich – schon zu Ludwigs Zeiten öfter leicht gestört.)

„Sowas wie der Lech.“

„Cool! Auch mit Wasser? Das manchmal hoch wird? Aber bestimmt nicht so hoch wird wie mein Schloss!“

„JAAAAAA! Ohhhhhhhh Wiggerl! Bau mir ein Wasserschloss! Bitte! Eines wunderschön am Neckarstrand!“

Schweigen. Ludwig II. überlegt. Schaut auf den leeren Sack. Streichelt traumverloren seinen schwarzen Schwan. (Wir wissen, böse wird es enden.)

„Lasst es uns direkt am Bismarckplatz bauen, das neue Schloss“, schlägt Baumeister Konstantin vor. „Das ist nahe am Neckar.“

„Ist da denn am Bismarckplatz auch Platz?“, fragt Ludwig.

Sissi schaltet sich wieder ein. (Die Leitung steht für die nächsten Minuten, die wir für unsere Geschichte noch brauchen. Wir hoffen es jedenfalls.)

„JAAAAAA, Wiggerl! Musst nur das Darmstädter Hofzentrum abreißen lassen.“

„Kein Problem!“

„Bau mir ein Schloss wie ein Traum, in Heidelberg. Kriegst auch ein dickes Bussi von deiner Sussi!“

„Sussi?“

„Sissssiii!“

Die Telefonleitung wird leider durch einen Zundel-Defekt unterbrochen.

Wie wir wissen, endet die Geschichte tragisch. Ludwig II. baute keine Schlösser mehr, nicht im Allgäu, nicht in der Kurpfalz. Die schreckliche Prophezeiung des genialen Baumeisters jedoch sollte viele Jahre später in Erfüllung gehen. Nun singen sie im Füssener Festspielhaus fast jeden Abend ihr (oder sein?) Ludwig hoch zwei. Und Wiggerl wird am Forggensee sogar täglich erschossen. Sissi aber fuhr wie der Student Prince zurück ins vertraute Nest. Sie ist wahnsinnig glücklich in Wien, wo eben doch die wirklich allerschönsten Schlösser stehen.

Willi Heinrich

Der Charme der alten Dame

Fünfteiler Jahre im Villenviertel von Heidelberg. Am Ende des Gartens, hinter einer halbhohen Zierhecke, öffnete sich das Rheintal und jenseits des Neckars ragten die Giebedächer der alten Häuser über die engen Gassen; ein Bild wie aus einem Märchenalbum mit einem verwunschenen alten Schloss im Mittelpunkt. Sechs Jahre totaler Krieg hatten die Stadt unberührt gelassen, noch immer war das Schloss ihre einzige Ruine, Symbol sentimentaler Erinnerungen zahlloser Besucher aus aller Welt, für die amerikanischen Besatzungstruppen ebenso wie für zivile Touristen aus Übersee. Immer wieder bewundert, fotografiert, beliebtestes Motiv aus old Germany.

Von hier oben sah die Stadt schöner aus, heiterer, ihr Lärm blieb in der Tiefe, auch der Gestank ihrer zahllosen Autos: deutsche, amerikanische, holländische, große Reisebusse, die über die holperigen Straßen polterten. Ein pausenloses Rattern, Röhren und Dröhnen beherrschte die engen Straßenschluchten, in denen sich buntscheckige Touristenhaufen vor Schaufenstern drängten, Souvenirs einkauften oder sich Schulter an Schulter zum Neckarufer schoben.

Hier oben merkte man nichts von alldem, der Lärm der Stadt verebbte an den waldigen Talhängen, fünfzig Meter über ihren Dächern herrschte gepflegte Stille zwischen den vornehmen Villen. Früher, bevor man damit angefangen hatte, auch die Talwände zu bebauen, war er hier oft auf einsamen Waldwegen gewandert. Heute musste man, um der Stadt zu entrinnen, viel weiter marschieren. Nur

an Regentagen oder im Herbst, wenn der organisierte Touristenrummel ausklang, wurde die Stadt wieder liebenswert, und mitunter, wenn er am wenigsten darauf gefasst war, schien sie ihn plötzlich anzulächeln, mit der runzligen Heiterkeit einer alten Dame.

Er fand nur immer weniger Zeit, ihr Lächeln zu entdecken, ihrem stickigen Atem zu entrinnen. Es gab zu viele Dinge, die ihn ablenkten, beschäftigten, dauernd auf Trab hielten. Auch machte es keinen rechten Spaß mehr, die nahe gelegenen Wälder zu durchstreifen. Früher hatten sie jedermann gehört, heute gab es überall Schilder, die das Betreten von Privatbesitz unter Strafe stellten. Die Stadtverwaltung brauchte Geld für neue Autostraßen, für eine neue Neckarbrücke, für den neuen Bahnhof, und die Waldgrundstücke gingen weg wie warme Semmeln, als ob ihre Käufer sich erhofften, hier jene Ruhe zu finden, die sie vor einem frühen Herzinfarkt bewahrte, aber bis sie das Geld für ihre einsam gelegenen Grundstücke beisammen hatten, waren viele schon auf der Strecke geblieben. Ihre Kinder würden sie einmal billiger bekommen als sie.

Für den Heimweg ließ sich Rupert Zeit. Er hatte die Hände in die Taschen geschoben und lief geistesabwesend durch die Straßen. Der Touristenbetrieb an den Neckarufern war heute noch größer als sonst. Vielleicht lag das am schönen Wetter; seit acht Tagen hatte es nicht mehr geregnet. Überall wurde fotografiert und gefilmt, daneben schlepten müde Passanten ihre kostbaren Souvenirs, abgehetzte Hausfrauen ihre Einkaufstaschen. Junge Mädchen ließen im Gehen ihre Brüste wippen, amerikanische Soldaten imponierten ihren Ehefrauen mit historischen Details der alten Stadt. Durch die engen Straßen rollten endlose Autokolonnen. An einem Brückengeländer standen zwei Negerstudenten und starrten melancholisch in den Fluss. Vielleicht hatten sie Heimweh. Das leuchtende Ziegelrot der alten Brücke kontrastierte augenfällig zu den grünenden Hängen des Königstuhls, und nach Osten, wo das Tal sich verengte, die Berge sich näher rückten, sich gegenseitig über die Schultern zu blicken schienen und in besonnter Eitelkeit ihre alten Burgruinen feilboten, wechselten in den Wäldern Licht und Schatten, wenn weiße Wolken die Sonnenbahn kreuzten, eingetaucht in das seidige Blau des Himmels. Die Luft, reich mit Feuchtigkeit gesättigt, die aus den großen Strömen stieg, hüllte den Horizont in schimmernde Farben. Ihr Widerschein spiegelte sich

auf den alten Stadtmauern und noch in den verschwiegensten Winkeln der engen Gassen.

Als er vor sechs Jahren nach Heidelberg gekommen war, hatte Rupert die Stadt noch aufregend empfunden. Aufregend wie alles, was ihn hier erwartet hatte. Die Stadt hatte ihn aufgenommen wie einen der ihren, sie machte keinen Unterschied zwischen Fremden und Einheimischen, ihr Lächeln galt diesen wie jenen. Heute hatten sich seine Gefühle für sie verändert, als verbände ihn nur noch eine Hassliebe mit ihr. Er fühlte sich von ihr angezogen und abgestoßen zugleich, oft erschien ihm ihr Lächeln aufgesetzt, das Lächeln einer Hure, wenn sie ihr Geld verlangt. Es gab aber auch noch Augenblicke, in denen er sich von ihm überwältigen ließ, es sogar erwiderte.

So widerspruchsvoll wie seine Gefühle für die Stadt war auch der Weg, der ihn vor sechs Jahren hierher geführt hatte, widerspruchsvoll vom ersten Tage an.

Er kam an der alten Stadthalle vorbei. Jedes Mal, wenn er sie sah, musste er an Hedy denken, denn dort hatte alles zwischen ihnen angefangen, an einem warmen Juliabend auf einem Sommernachtsball für Fremde und Einheimische. Die Stadtverwaltung wusste, was sie ihren Gästen schuldig war, sie sollten sich auch dann nicht langweilen, wenn sie das Schloss schon bewundert hatten oder die Nepomukstatue, die Jesuitenkirche, den Hexenturm und was es sonst noch in einer Stadt wie Heidelberg alles zu bewundern gab. So spielte man ihnen eben in der alten Stadthalle zum Tänzchen auf, veranstaltete die übliche Schlossbeleuchtung mit anschließendem Feuerwerk, schickte Raketen in die Luft, rote, grüne und blaue, und die Touristen riefen überwältigt „Aaah“ und „Oooh“. Auch die Einheimischen riefen „Aaah“ und „Oooh“, wenn auch nicht ganz so überwältigt wie die Touristen, weil sie diese Schau schon zu oft erlebt hatten. Anschließend ging man zurück in die Stadthalle zum Tanzen, wo im Gedränge jeder jedem auf die Zehen trat.

Er stand auf und trat ans Fenster. Es regnete nicht mehr. Die Lichter der Stadt spiegelten sich im Fluss, hier und da schimmerten Sterne durch die aufreißende Wolkendecke. Das in gelbliches Scheinwerferlicht getauchte Schloss wirkte vor den schwarzen Silhouetten der Berge wie eine romantische Kulisse aus einem Horrorfilm. Auf den Uferstraßen rollten die Superautos neureicher Bundesbürger in lack-

glänzender Anonymität zum festlichen Diner in eines der bekannten Speiselokale im Neckartal.

Eine Kirchturmuhre schlug viermal. Das schöne Augustwetter hatte wieder viele Menschen aus ihren Häusern gelockt, in der Hauptstraße wimmelte es von Hausfrauen mit Einkaufstaschen. Amerikanerinnen schoben in luxuriösen Kinderwagen ihre Babys spazieren, arbeitslose Angestellte über Vierzig genossen auf den Uferbänken resigniert das süße Nichtstun, Studenten mit schwarzen Reißverschluss Taschen eilten hungrig heimwärts, und wohin man auch blickte, standen wieder fotografierende Touristen.

Da es ihn noch nicht in sein muffiges Zimmer heimzog, stieg er zum Schloss hinauf, wanderte eine Weile ziellos unter den alten Bäumen des großen Parks und setzte sich schließlich auf eine leere Bank. Dort drüben, jenseits des Neckars, wo die Häuser sich am Waldrand stießen, hatte er die vergangene Nacht verbracht.

Rupert beobachtete, wie es Nacht wurde. Im Westen, wo der Fluss sich in den vagen Konturen der Ebene verlor, waren noch einzelne hohe Türme wie von einem orangefarbenen Licht angestrahlt, das langsam verblasste. Die Umrisse der Berge verschwammen mit dem Abendhimmel. Im Park war es jetzt still geworden, auf den meisten Bänken saßen, eng umschlungen, Liebespaare. Auch ein älteres Ehepaar saß noch versunken Hand in Hand und trauerte einem schon wieder erloschenen Tag nach.

Er ging unter dem dunklen Torbogen der alten Brücke hindurch, vorbei an der Statue von Karl Theodor über dem ersten und von Pallas Athene über dem zweiten Brückenpfeiler, und als er an ihnen vorüber war, hatte er das Gefühl, als bewegten sie ihre steinernen Häupter und blickten ihm nach.

Er entschied sich für die Abkürzung durch die Gärten, stieg die steile Treppe hinauf, vorbei an den schönen Villen der reichen Leute aus Heidelberg und Mannheim, die sich jetzt von der Mühsal des täglichen Geldverdienens ausruhten und den Schlaf der Gerechten schliefen, denn wer viel Geld hatte, war fast immer im Recht.

Am Dienstagabend regnete es und am Mittwochmorgen war der Himmel grau. Die Stadt sah verändert aus, als hätte der Regen ihr professionelles Lächeln ausgelöscht, ihr sommerliches Make-up heruntergewaschen und das Skelett ihrer dunklen, engen Gassen freigespült.

Ein erster, früher Hauch von Herbst lag in der Luft, sein kühler Atem drang bis in die Häuser, ließ ihre Mauern feucht werden, kroch unter die Haut und machte frösteln.

Ludwig C. Heyer

Frühnebel

Ich befinde mich auf der Neckarwiese. Die über Nacht festgezurrten Tretboote glucksen leise im Wasser und am verflachenden Ufer der Wasserschachtel verläuft sich der Fluss bis in die Spalten der Steine. Also werde ich mich in Höhe des Ruderclubs befinden. Es ist Morgendämmerung, könnte Juli sein. Wo ich herkomme, weiß ich nicht, ebenso ist mein Ziel unbekannt. Ich bin einfach da.

Dicke Nebelbänke schieben sich träge und geräuschlos um mich herum aus dem Neckartal in Richtung Rheinebene, wie so oft. Es ist kühl und dunkel, und um mich aufzuwärmen beschließe ich, zur Alten Brücke zu gehen.

Gemächlich beginne ich meinen Weg und kurz darauf beginnt links und rechts neben mir der Nebel zu leuchten, erst orange, dann blau und rot. Er entpuppt sich als die Wegbeleuchtung zum Restaurantschiff und das Schiff selbst. Ich verharre eine Weile in dieser ungewohnten Farberscheinung, bis mir die Kühle wieder durch die Kleidung kriecht.

Kurz danach endet die Grasnabe und der steinerne Treidelweg beginnt. Schmal ist er, uneben und von Zweigen verhangen. Manchmal stoße ich mich an ihnen, denn der Nebel ist noch dicht. Vom Gefühl her dürfte ich gegenüber des Vincentius-Krankenhauses sein.

Oberhalb der Nebelbank wird es inzwischen merklich heller. Die Sonne wird bald über dem Königstuhl aufgehen. Ab und an reißt das Gewaber auf, nur kurz, sodass ich jetzt die Spitzen der Kirchen erahnen kann. Dichter Nebel umhüllt mich wieder.

Was mich wundert, ist, dass sich alles um mich herum in völliger Stille befindet. Nicht ein Auto auf der Neuenheimer Landstraße, sozusagen schräg über mir. Auch die Stadtseite schweigt. Jetzt ist ab und zu die Stadthalle zu sehen, die wie ein dunkelrotes Schiff am Neckar vor Anker liegt. Während ich langsam weitergehe, merke ich, wie die

Stützmauer zu meiner Linken teilweise schon trockene Stellen aufweist.

Unterhalb des Heidelberg College befinde ich mich nun auf der kleinen Neckarwiese. Das Gras unter meinen Schuhen ist noch feucht und die Tropfen springen bei jedem Schritt davon. Immer öfter reißt die Nebelbank auf und endlich gibt sie den Blick frei auf die Altstadt.

Die Sonne ist aufgegangen. Es ist fast windstill, nur leise bewegen sich die Blättchen. Eine unglaubliche Ruhe herrscht. Die Kräuselwellen reflektieren das erste Sonnenlicht, die Tautropfen auf den Ufergewächsen auch. Plötzlich bleibe ich wie gebannt stehen, Fluss und Ufer gehen in ein Einziges über. Ein überirdisches Glitzern wogt um mich, es tut fast weh. Die Strahlen haben das Schloss erreicht und lassen es glühen, es funkelt und leuchtet und strahlt. Es reflektieren die Dachflächen der Häuser, die metallenen Turmspitzen, die Fensterflächen, Dachrinnen, die Wasseroberfläche, der Tau. So sehr, dass ich die Augen schließen muss.

Nebel umfängt mich erneut, es wird kühler und dunkler. Ich öffne die Augen – und finde mich wieder in der zerwühlten Bettstatt meines Montagecamps, im Norden Afrikas gelegen.

Walter Jost

Mike, unser Hollywoodstar

Endlich war es soweit: Mit sechzehn wurde ich 1962 aus der Friedrich-Ebert-Schule in der Sandgasse entlassen und mit mir auch meine drei besten Freunde Gerd aus der Fischergasse, Uwe aus der Mittelbadgasse, Mike und ich aus der Heiliggeiststraße. Wir hatten nur eine Woche Zeit zum Erholen, dann ging es los mit der Arbeit. Ich begann eine Lehre als Kfz-Mechaniker in der Firma *Raichle und Bauer* und sehnte mich schon nach der ersten Woche zurück in meine Schule, aus der wir doch alle nicht schnell genug entfliehen konnten.

Gerd lernte ebenfalls Autoschlosser (so hieß der Beruf damals wirklich) bei der Firma *Auto-Joncker* in Heidelberg. Uwe ergriff das Bäckerhandwerk. Mike, dessen Vater Amerikaner und dessen Mutter Deutsche war, überraschte uns alle. Er verkündete uns, dass er mit

seinen Eltern nach New Jersey in die Nähe von New York ziehen werde, wo er unbedingt Schauspieler werden wolle.

Wir trafen uns alle zum letzten Mal im *Café Wachter* am Karlsplatz. Wir bestellten Kaffee und Gert sagte: „Mike, deinen Plan kannst du wirklich nur in Amerika verwirklichen. Bei uns in Deutschland hast du garantiert keine Chance. Ich drücke dir jedenfalls von ganzem Herzen die Daumen für dein Vorhaben und dass dein Traum vom Filmschauspielen in Erfüllung gehen möge.“

„Das wünsche ich dir auch“, sagte Uwe.

„Stell dir mal vor, es klappt. Dann kommst du mit deinem Film ins Kino und ich führe ihn vor. Das wäre doch die Sensation“, sagte ich.

Ich arbeitete nämlich nebenher als Filmvorführer im *Schlosskino* in der Hauptstraße, was auch ein paar Mark einbrachte.

So unterhielten wir uns noch lange, bis Uwe sagte: „Leute, ich habe für heute genug. Wir sehen uns morgen.“

Wir tranken aus und gingen nach Haus.

Der nächste Tag war der Auszugstag von Mike und seinen Eltern. Es war ein Sonntagmittag und die Mönchgasse war vollständig versammelt. Mikes Eltern waren sehr beliebt, nicht nur weil sie uns mit Schokolade, Trockenmilchpulver und Kaugummi versorgten, nein ganz einfach, weil sie Heidelberg genau so liebten wie wir.

Da Mikes Vater Major bei der amerikanischen Armee war, wurde der Umzug von der Armee übernommen. Allerdings mussten sie erst nach Rammstein fahren, wo eine viermotorige Propellermaschine auf sie wartete.

Mit Tränen in den Augen sagten wir uns gegenseitig auf Wiedersehen. Mikes Vater sagte einen Satz, den ich bis heute nicht vergessen habe: „Well, wir gehen, aber wir kommen wieder. Wir lieben Heidelberg sehr viel nach den 18 Jahren, da wir hier gelebt haben. Es war wie ein Traum.“

Dann stiegen Mike und seine Eltern in den Magirus-Lkw. Und wir machten es kurz.

„Tschüß, Mike. Bye, Mister and Misses Harris.“

Ich drückte Mike durch das geöffnete Wagenfenster die Hand. Der Lkw ruckte an und in diesem Moment sangen alle Leute, die gekommen waren: Muss i denn, muss i denn zum Städele hinaus. Nun kamen auch mir die Tränen. Der Wagen fuhr die Mönchgasse Rich-

tung Neckar hinunter, bog links Richtung Autobahn ab und entschwand unseren Blicken.

Ich zog 1963 nach Schlierbach zu meinen Eltern, nachdem ich sechzehn Jahre lang bei meiner Oma in Heidelberg gelebt hatte. Meine Eltern hatten eine recht große Mietwohnung, in der ich zwei Zimmer belegte. Mike hatte inzwischen zweimal geschrieben. Im letzten Brief kündigte er seinen ersten Besuch in Deutschland an. Er wollte im September kommen. Ich schrieb ihm zurück, dass das keinerlei Probleme für mich bedeutete und dass er bei uns in Schlierbach wohnen könne. Mike kam am dritten September um zehn Uhr in Frankfurt an und mein Vater ließ es sich nicht nehmen, Mike mit mir zusammen abzuholen. Wir hatten zwar nur einen VW, aber immerhin ein Auto. Nachdem wir Mike entdeckt hatten und er durch den Zoll war mit seinen Koffern, nahmen wir ihm das Gepäck ab. Die Begrüßung fiel sehr herzlich aus. In zwei Stunden waren wir zu Hause. Nach dem Mittagessen, meine Mutter hatte Kartoffelsuppe mit Würstchen gemacht, das war Mikes Leibgericht, hatten wir uns viel zu erzählen. Eine Frage brannte mir die ganze Zeit schon auf den Lippen: „Was macht denn die Schauspielerei? Ich warte immer noch auf deinen ersten Film.“

„Du, das ist verdammt schwer. Wenn du dort niemanden kennst, kommst du nicht weiter. Die Sache ist nicht so einfach wie ich dachte. Die Schauspielschule ist knallhart und Leute, die Schauspieler werden wollen, gibt es drüben wie Sand am Meer.“

Wir unterhielten uns den ganzen Nachmittag. Nach dem Abendessen war Mike müde und wollte ins Bett, denn er hatte einen schweren Tag hinter sich.

Ich scherzte: „Ich habe gedacht, wir gehen noch nach Heidelberg.“

„Ich denke, morgen ist auch noch ein Tag“, sagte Mike.

„Ist schon in Ordnung, war nur ein Scherz von mir.“

Wir wollten uns am nächsten Tag treffen. Wir, damit meine ich außer uns beiden noch Uwe und Gerd. Da der nächste Tag ein Sonntag war, war das kein Problem, denn wir hatten ja alle frei. Am Sonntagmorgen rief ich Uwe und Gerd an, die beide sofort zusagten zu kommen. Treffpunkt war unsere alte Pinte, das *Café Wachter*. Mike und ich fuhren um ein Uhr mit der Linie fünf nach Heidelberg, die damals noch durch die Hauptstraße und bis nach Schwetzingen fuhr und von

dort zurück nach Neckargemünd. Das war die Neckartalbahn, eine der längsten Strecken der HSB, die das damalige Bild Heidelbers prägte.

Die Bahn hielt am Marktplatz. Wir stiegen aus und gingen den Rest des Wegs zu Fuß. Gerd und Uwe waren schon da. Es gab ein großes Wiedersehenshallo. Nach dieser sehr herzlichen Begrüßung setzten wir uns an unseren alten Tisch, direkt am Fenster, wo man die Leute auf der Hauptstraße beobachten konnte. Herr Wachter, der Wirt und Besitzer, kam persönlich an unseren Tisch.

„Ich werd verrückt, der Mike. Wo zum Kuckuck treibst du dich denn rum?“

Herr Wachter kannte uns gut, da wir früher immer bei ihm saßen. Im Gegensatz zu heute hatten sich nur die Getränke geändert. Aus Kaffee oder Kakao war inzwischen Bier geworden.

„Die erste Runde geht auf mich“, sagte der Wirt.

Wir hatten nichts dagegen. Als unser Bier auf dem Tisch stand und wir einen tiefen Zug aus unseren Gläsern genommen hatten, fragten Gerd und Uwe Mike Löcher in den Bauch.

„Was macht denn Hollywood eigentlich?“, fragte Gerd.

„Ja, wann kann Walter deinen ersten Film im Kino vorführen?“

„Ich muss sehen, dass ich die richtigen Leute kennenlerne, sonst läuft da drüben in USA gar nichts. Sag bloß, Walter, du hast deinen Job im Kino immer noch?“, antwortete Mike.

„Na klar. Es macht mir immer noch Spass und ich warte weiterhin auf deinen ersten Film“, sagte ich. „Und wenn du mal ein Star bist, bin ich gespannt, ob du weiterhin bei mir einkehrst oder ob der Ritter in Heidelberg gerade gut genug für dich ist.“

Nach diesem schönen Nachmittag trafen wir uns noch ein paar Mal im *Seppel*, der alten Studentenkneipe am Karlsplatz, und in anderen Lokalitäten. Ehe wir uns versahen, waren die drei Wochen rum und Mike flog zurück in die Staaten.

Die Jahre vergingen und Mike besuchte uns immer mal wieder. Wir, Uwe, Gerd und ich, wollten auch mal rüber nach Amerika, aber im Moment fehlte uns ehrlich gesagt das Geld dazu. Von der Schauspielerei hörte man von Mikes Seite immer weniger und wir fragten auch nicht mehr so viel danach. Nach unserem ersten Klassentreffen im Sommer 1974 wurde Mike von seinen ehemaligen Mitschülern gelöchert mit Fragen, aber er wehrte die meisten Fragen geschickt ab.

Ich merkte nur, dass Mike irgendwie anders war, dachte mir jedoch nichts dabei.

Ein halbes Jahr später kam ein super Film in die Kinos von Heidelberg. Es war ein knallharter Krimi. An diesem Donnerstag, als Filmwechsel war und wir im *Schlosskino* den Film bekamen, hatte ich Dienst im Kino. Alle drei Vorstellungen waren ausverkauft. Das hatte es bisher noch nicht gegeben. Auf den Plakaten wurde ein gewisser Joe Gammon als Hauptspieler genannt und auf den Aushangsbildern war ein recht kräftiger Mann zu sehen, der mir irgendwie bekannt vorkam.

Als ich am Abend den Film dreimal vorgeführt hatte, war ich fast sicher, Mike war dieser Joe Gammon. Am Freitagmorgen rief Gerd bei mir in der Firma an. Ich nahm das Gespräch entgegen.

„Hallo, Walter“, meldete sich Gerd ganz aufgeregt.

„Ich habe gestern Abend noch eure Aushänge im Kino studiert. Du warst leider nicht mehr da.“

„Ja, wir hatten Arbeit ohne Ende und ich war froh, als der ganze Trubel vorbei war.“

„Weißt du, warum ich dich anrufe? Ich glaube, der Hauptdarsteller ist unser Mike.“

„Ich habe mir das auch schon gedacht. Ruf Uwe an, ich lade euch heute Abend ins Kino ein.“

Ich hatte durch meine Tätigkeit im Kino auch die Gelegenheit, Freunde ins Kino mitzunehmen.

„Okay, wir treffen uns um sieben Uhr vor dem Kino.“

Am Abend gingen wir wie ausgemacht ins Kino und sahen uns den Film an. Nach dem Film, der absolute Spitze war, gingen wir noch auf ein Bier ins *Schwarzer*, das damals genau neben dem Kino lag.

Ich fragte Uwe: „Was meinst du denn?“

„Ich weiß es auch nicht genau. Er könnte es sein.“

Gerd meinte: „Mike hätte dir doch bestimmt geschrieben, wenn es endlich geklappt hätte bei ihm.“

Doch Mike schrieb mir kurz darauf lediglich, dass er uns wieder mal besuchen wolle.

Am Samstagmorgen klingelte es bei uns. Da der vorherige Abend im *Seppl* und in der *Destille* in der Unteren Straße recht zünftig verlaufen

war, Uwe, Gerd und ich waren auf Tour in Heidelberg gewesen, lag ich noch im Bett. Meine Mutter öffnete die Tür.

„Walter, aufstehen, da will dich jemand sprechen.“

Ich schwang mich aus der Falle, schlüpfte in Hemd und Hose und ging zur Tür.

„Ja, bitte?“, fragte ich.

Im selben Moment erkannte ich Mike alias Joe Gammon. Meine Mutter hatte ihn tatsächlich nicht erkannt.

„Mike, du bist ja der berühmte Joe Gammon. Mann, hast du dich verändert. Wo hast du denn diese Figur her? Du siehst ja aus wie ein Preisboxer.“

„Ich lernte einen Produzenten kennen beim Vorsprechen, was glaubst du denn, wer das war? Werner Pötzel aus unserer Parallelklasse. Der hat früher in der Bienenstraße gewohnt. Dann ging alles Schlag auf Schlag. Ich machte ein Spezialtraining durch und bekam tatsächlich meine erste Hauptrolle.“

„Wie ich sehe, hast du deine Koffer dabei. Du wohnst also tatsächlich bei uns und nicht im *Ritter*?“

Dann rief ich meine Mutter und stellte ihr Mike vor.

„Ich hätte dich nicht erkannt. Nun haben wir ja einen ganz berühmten Gast bei uns im Hause.“

„Ja, aber bitte sagen Sie das niemand. Das muss unbedingt geheim bleiben, sonst kann ich mich nirgends sehen lassen. Ich habe sogar zwei Leibwächter dabei. Die wohnen im *Ritter* und halten sich zurück.“

Mike hatte sich einen Vollbart wachsen lassen und hatte eine blonde Langhaarperücke auf. Man konnte ihn so wirklich nicht erkennen, wenn man sein Geheimnis nicht kannte. Am Abend ging es in den *Seppel* mit Uwe und Gert. Mir fielen die beiden Leibwächter von Mike wirklich nicht auf. Hätte Mike sie uns nicht gezeigt, wir hätten sie nicht bemerkt. Gerd und Uwe starrten Mike immer wieder an.

„Wenn ihr mal jemand braucht in Hollywood, dann sag mir Bescheid“, scherzte Gerd.

„Stell dir das nicht so einfach vor. Du hast ja mitbekommen, wie lange es bei mir gedauert hat und dann war alles ein riesiger Zufall, dass dort noch ein Heidelberger am Drücker saß.“

An diesem Abend hatten wir Spaß ohne Ende und so mancher im *Seppel* wäre durchgedreht, wenn er gewusst hätte, wer da unter ihnen

saß. Als ich zwischendurch mal zur Toilette ging, sprach mich ein Mädchen an.

„Sag mal, wer ist denn der Typ da an eurem Tisch? Der erinnert mich irgendwie an einen Schauspieler, Ich glaube, der heißt Gammon oder so. Aber das kann ja nicht sein.“

„Nein, das ist er nicht. Aber er sieht ihm schon ein wenig ähnlich“, antwortete ich und verzog mich zu unserem Tisch.

Nun, Mike besucht uns weiterhin bis zum heutigen Tag. Er ist wirklich ein richtiger Hollywoodstar geworden. Er dreht einen Film nach dem anderen. Für einen bekam er vor kurzem einen *Oscar* verliehen. In seinem neuesten Film führt er sogar Regie. Als er uns das letzte Mal einen Besuch abstattete, meinte er, er wolle vielleicht mal einen Film über Heidelberg drehen.

„Man muss diesen Mythos bekannt machen, mit allen Mitteln, die man hat.“

Ich bin überzeugt, egal wie berühmt Mike noch wird, er wird auf ewig ein Neckarschleimer bleiben. Diesen Sommer hatte er Gerd, Uwe und mich in die Staaten eingeladen. Wir verbrachten eine schöne Zeit in Los Angeles. Mike weihte uns in viele Geheimnisse der Filmkunst ein. Das wird einfach unvergesslich für uns bleiben. Mike übernahm alle Kosten für uns, denn er ist inzwischen mehrfacher Dollarmillionär. Trotz allem ist er in seinem Herzen ein echter Heidelberger geblieben.

Susann Rosemann

Nutze die Zeit

Johann starrte auf die Standuhr. Tock-Tock-Tock, unermüdlich schlich die Zeit voran, am liebsten wäre er die drei Schritte zu dem Holzkasten gestürzt, hätte ihn aufgerissen und mit dem Finger den Zeiger am Weiterwandern gehindert. Stattdessen blieb er reglos stehen hinter der dunklen Holztheke. „Nutze die Zeit“ hatte sie geschrieben, doch wollte er das?

Apotheker Hauser hatte ihn an diesem Nachmittag alleine gelassen. „Ein Kundengespräch“, hatte er gemurmelt und war mit seiner Tasche voller Probchen und Kosmetik hinaus in die Heidelberger Gassen getreten. Kundengespräch, von wegen. Vermutlich hatte er wieder einer reichen Dame ewige Schönheit versprochen, wenn sie nur seine Vielzahl an kosmetischen Errungenschaften probieren möge. Die Klingel der Ladentür ging und Johann schrak zusammen. Sein Blick riss sich vom Zifferblatt los, konzentrierte sich auf den eintretenden Mann, der seinen Hut vom Kopf nahm und seinen Gehstock neben der Tür abstellte. Er grüßte.

„Was darf's sein, Herr Magister? Plagt Ihn wieder der Rücken?“ Magister Ehrmann von der Universität war ein guter Kunde in der Apotheke, sein neuestes Leiden betraf die unterschiedlichsten Stellen seiner Rückseite.

„Aber nein.“ Der Magister lächelte ihn vorsichtig an, dann ließ er den Blick über die Regale hinter Johann schweifen, hier und da an einem Glasbehälter oder einer Schubladenaufschrift verweilen. Ganz so, als müsse er erst die Medizin heraussuchen, um die dazu passende Krankheit zu finden.

„Eure Salbe wirkt vorzüglich, nein, ich habe mich gestern ein wenig unterkühlt, wisst Ihr. Das Jahresfest der juristischen Fakultät.“

Er erzählte weiter, während Johann im Geiste die Pillen und Tropfen durchging, die er dem Kunden würde verkaufen können. Er versuchte, voll Anteilnahme zu nicken, als der Magister von seinem Schnupfen berichtete, der in der Nacht über ihn gekommen war. Und doch hätte er am liebsten aufs Neue auf die Uhr gestarrt. Tock-Tock-Tock, er hörte das Pendel deutlich zwischen den Worten des Herrn Ehrmann heraus. Unermüdlich wanderte der Zeiger weiter auf seiner

Runde um das Zifferblatt und blieb nur stehen, wenn man ihn festhielt. Doch brachte das irgendetwas? Johann musste lächeln bei dem Gedanken. Dann würde er schon sämtliche Uhren in der ganzen Stadt anhalten müssen und selbst dann noch würde die Zeit voranschreiten, oder nicht? Gab es einen Stillstand, wenn die Uhren nicht mehr schlugen? Und gab es den Stillstand dann nur an diesem Ort?

Ein Räuspern seines Kunden ließ ihn zusammenzucken, offenbar hatte der Magister auf seine Reaktion gewartet. Hastig begann Johann zu reden:

„Aber natürlich habe ich da was für Sie.“ Er drehte sich um, streckte sich und zog eine der Schubladen heraus, bemüht, seine Kleidung nicht zu beschmutzen, denn er trug heute das Beste, was er besaß. Dann füllte er ein paar Kräuter ab, wog sie und legte sie auf die Theke. „Von diesem inhalieren Sie heute Abend gründlich und dies hier“, er füllte ein paar Pillen in einen weiteren Beutel, „dies hier nehmen Sie dreimal täglich, das wird Ihre Krankheit vertreiben.“

Der Kunde bedankte sich, zahlte aus seiner Börse und ging. Johann verbat sich einen Blick auf die Uhr, er wusste ohnehin, wie spät es war. Den Laden konnte er nun schließen.

Kurze Zeit später trat er hinaus auf die Gasse und schloss die Tür zur Apotheke hinter sich zu. Ein kurzer Blick das Gebäude hoch, dann ging er über das Kopfsteinpflaster der Nebengasse in Richtung Hauptstraße. Eine streunende Katze kreuzte seinen Weg, verharrte im Schatten der Hauswand, fauchte ihn an, als er vorüberging, doch er bemerkte sie kaum. Eine Stunde blieb ihm noch bis zu der Entscheidung, die er unausweichlich treffen musste. Eine Stunde und etwa fünf Minuten.

Von der ruhigen Gasse trat er hinaus auf eine belebte Straße. Eine Kutsche fuhr vorbei, der Kutscher trieb die Pferde mit einem „HoooHooo“ an, seine Peitsche knallte. So, als hätten es die Insassen eilig. Johann versuchte, einen Blick auf die Reisenden zu erhaschen, doch die Vorhänge an den Fenstern des geschlossenen Reisewagens waren zugezogen.

Gegenüber taumelte ein Betrunkener aus einer der Schänken. Sein Hemd war verrutscht, seine Hose zerrissen und dreckig. Das Schild des Wirtshauses hing schief, eine der Ketten, mit denen es befestigt war, baumelte lose und verrostet hinunter. Johann zog die Schultern

hoch, beschleunigte seine Schritte und lief in Richtung Marktplatz. Dort am Kirchturm befand sich eine Uhr. Er musste wissen, wie spät es war, wie viel Zeit ihm noch blieb.

Einundfünfzig Minuten. Johann hatte sich am Rande des Platzes gegen eine Hauswand gelehnt und beobachtete den Zeiger der Kirchturmuh. Fünfzig Minuten. Wenn sie ihn hier so sehen würde, was würde sie denken? Er wusste es nicht, wollte es sich nicht vorstellen, ohnehin wäre es ihm am liebsten gewesen, er hätte sich an einem der vielen Marktstände rund um die Kirche ein frisches Brot kaufen können, um mit diesem dann nach Hause zu laufen in seine kleine Kate unter dem Dach. Er schloss die Augen, stellte sich vor, wie er das Brot mit der frischen Salami belegte, die seine Mutter ihm beim letzten Besuch mitgebracht hatte. Sie war so stolz auf ihren Sohn und ja, er, Johann, hatte Ambitionen, er war fleißig. Doch reichte das aus?

Nein. Es war sinnlos und dumm. Sinnlos, dumm und einfältig.

Er gab sich einen Ruck, öffnete die Augen, tastete in seiner Börse nach dem Geld, zählte die Münzen ab und setzte sich in Bewegung. Achtundvierzig Minuten, das war das Letzte, was er von dem Zifferblatt sah, dann verschwand der Turm hinter dem Dach der Kirche. Er trat zu dem Bäcker: „Ein Brot, bitte“, sagte er, fest entschlossen, nur noch an sein Zuhause und an nichts sonst mehr zu denken. Der Bäcker reichte ihm das Verlangte, er zahlte und spürte die Wärme des Brotes durch das Papier, in dem es verpackt war. Er lief ein paar Schritte, drehte sich um. Ohne es verhindern zu können, sah er auf die Kirchturmuh. Vierzig Minuten.

Nein.

Er ging ein paar Schritte, hielt inne, wurde umringt von einer Gruppe verlumpter Kinder, die aus dem Nichts zu kommen schienen und doch vermutlich in einer Gasse gelungert hatten, ohne dass er sie bemerkte. Zwei streckten ihm ihre dreckigen Finger entgegen, sahen ihn aus großen Augen an. Er gab ihnen das Brot.

Erneut fiel sein Blick auf die Uhr, doch nur, weil er sich umgedreht hatte und wieder in Richtung Marktplatz ging. Mägde mit Häubchen eilten von Stand zu Stand, verhandelten mit den Händlern, feilschten um Fleisch oder teure Gewürze. Auf der Mitte des Platzes spie ein Fabeltier Wasser in einen Brunnen, vor dem ein Bettler saß.

Johann wandte sich nach links zum Neckar, strebte in Richtung Brücke. Gute zehn Minuten lief er langsamen Schrittes, bemüht, sich einzureden, dass er immer noch zurück konnte, wenn er wollte. Wenn es sinnvoller war. Natürlich war es sinnvoller, schalt er sich selbst, was dachte er nur für einen Unsinn. Es gab keine Möglichkeit für ihn und er war ein Narr, wenn er doch daran glaubte.

Seine Hand fuhr an seine Brusttasche, das Papier ihres Briefes raschelte, ließ seinen Herzschlag schneller werden. Wie hatte er sich gefreut über ihre Worte. Im ersten Moment hatte er geglaubt, nun würde alles gut, bedeutete sie ihm damit doch, dass es ihr recht war, wenn er ihr den Hof machte. Die Ernüchterung hatte nicht lange auf sich warten lassen.

Er ging noch langsamer, blieb an dem Schaufenster eines Goldschmieds stehen und beobachtete den Alten in seiner Werkstatt. Wundervolle Goldarmbänder glänzten auf der Samtablage. Sie besaß sicher etliche davon. Vom wohlhabenden Vater stolz um den Hals der Tochter gehängt. Oder von einem anderen Verehrer?

Bedächtige Schritte trugen ihn weiter in Richtung Fluss. „Was ist das?“, dachte er. „Mein Verstand weiß sehr wohl, was gut und richtig ist, doch mein Körper gehorcht ihm nicht, entfaltet ein Eigenleben wie eine Schneiderpuppe, der der Teufel eine Seele eingehaucht hat.“

Er konnte das Glitzern des Wassers im Sonnenlicht sehen, einen Ochsenwagen, der mühsam über die Brücke rumpelte, nachdem sein Besitzer das Passiergeld gezahlt hatte.

Sie stand neben dem großen Tor der Brücke. Ihr braunes Haar fiel in Locken die Schultern hinab, das Sonnenschirmchen hatte sie zusammengerollt, tippte damit ungeduldig auf das Gras neben ihren Schuhen. Dann entdeckte sie ihn. Ein Lächeln breitete sich auf ihrem Gesicht aus, sie senkte den Blick, wie um ihn zu ermuntern, sich zu nähern. Er konnte nicht anders. Er sah nur sie, ihre Locken, den weit ausfallenden Rock ihres Kleides, das nach der neuesten Mode geschnitten war, das Funkeln der goldenen Ohrgehänge, der Kette und der Armreifen, die sie um Hals und Gelenke trug.

Er nahm ihre Hand und küsste sie. Ihre weiche Haut streichelte seine Lippen.

„Gehen wir ein wenig am Fluss entlang?“, fragte sie und sah ihm dabei so tief in die Augen, dass er kaum wusste, wie ihm geschah. „Ich dachte schon Ihr würdet nicht kommen.“ Sie hakte sich bei ihm

unter und gemeinsam liefen sie ein Stück. Endlich traute er sich, die Frage auszusprechen, die ihn seit Erhalt des Briefes beschäftigte.

„Sagt, hat es denn einen Sinn, dass ich hier bin?“

Sie blieb stehen. In ihren Augen blitzte ein Lächeln, ihre Mundwinkel zuckten leicht. „Sagt, hätte ich Euch sonst geschrieben?“

Nein. Natürlich nicht. Erleichtert fasste er ihren Arm etwas fester, spürte, wie ihre Wärme in ihn überging. Er dachte an sein Zögern und wie dumm das gewesen war. Wer war er, seinem Schicksal zu entfliehen? Sein Körper hatte richtig entschieden. Warum nur machte er sich immer so viele Gedanken?

Er, Johann, der einfache Gehilfe des Apothekers.

Ana Santak

Einfach weg

Hey Willie, wie geht's? Ich bin so froh, dass ich weg bin. Sorry, dass ich dich nicht eingeweiht habe. Es ging alles so schnell. War mehr oder weniger eine Kurzschlussreaktion. Irgendwie hab ich voll den Rappel gekriegt und einfach meine Siebensachen in die große Camel-Tasche gepackt. Ich konnte es keine Minute länger bei meinem Vater aushalten. Echt nicht.

Dann hab ich mir ganz brav ein Flugticket besorgt. Du wirst dich jetzt fragen, wie ich denn bei meinen erbärmlichen Ersparnissen das Geld dafür zusammengekratzt habe! Tja, schlau muss man sein und ein bisschen lange Finger machen. Ich hab mir jedenfalls die EC-Karte meines Vaters samt Geheimnummer ausgeborgt. Und dann war alles ganz einfach. Geschieht ihm irgendwie recht, er hat es nicht anders verdient.

Mensch, ich hab dir ja noch gar nicht gesagt, wo ich bin! Ich sitze in einem Internetcafé und neben dem Computer steht meine Tasse Cappuccino, die leider schon fast leer ist. Bestimmt willst du wissen, wo genau sich dieses Internetcafé befindet. Du wirst es nicht glauben, aber ich bin auf einer ziemlich grünen, von BSE-Kühen überlaufenen Insel gelandet, wo es noch Königinnen, Prinzessinnen und Prinzen gibt und die Bewohner nichts von unserer Europäischen Union halten.

Sie trinken Unmengen einer warmen bräunlichen Brühe, die sie auch noch mit Milch verpanschen.

Na ja, ich geb's ja zu, ich rücke diese arme kleine Insel in ein schlechtes Licht, dabei gefällt es mir hier supergut! England hat nämlich, obwohl das nur wenige wissen, auch ein paar gute Seiten. Aber für mich zählt vor allem eins: Charly lebt hier!

Erinnerst du dich noch? Das ist der, den ich beim Chatten kennen gelernt habe – der mit den vielen Geschwistern. Alles, was der von sich gegeben hatte, war so unschlagbar genial, dass ich den Typen jetzt unbedingt mal sehen muss. Also, Charly wohnt in Worthing, und nachdem ich es endlich geschafft hatte, einen Zug von Gatwick ausfindig zu machen, bin ich jetzt in Brighton gelandet.

Nach Worthing dauert es by train von hier aus noch zirka 20 Minuten. Morgen werd ich mal anfangen, mir dort ein Zimmer zu suchen, und wenn ich mich ein bisschen eingewöhnt habe, bin ich vielleicht auch so weit, Charly unter die Augen zu treten. Der wird sich ganz schön an den Kopf fassen, wenn plötzlich seine Chatpartnerin auf der Türmatte steht. Das muss er erst mal verdauen.

Aber damit lass ich mir noch Zeit. Jetzt genieße ich das Leben. Einfach die Sau rauslassen kann man schließlich nicht jeden Tag! Es sei denn, man macht die Flutter, so wie ich! Ich habe mich schon ein bisschen umgesehen. Kinos, Kinos und noch mal Kinos. Hier laufen voll die abgefahrenen Typen rum – Brighton is the drug and gay capitol of Britain. Dagegen ist Heidelberg ein verschlafenes Kuhdorf.

Der Strand hier ist super und ich kann richtig relaxen, so ganz ohne meinen nörgelnden dad und den bescheuerten Mathetypen. Mein dad hätte mich bestimmt gleich zum Brighton Pavillon mitgeschleift. Aber I have to admit, ich habe ihn mir heute angeschaut, den Pavillion, und er hat mir sogar gefallen, aber erzähl's ihm nicht! Der alte Sack wäre sonst noch stolz auf die Erfolge seiner Erziehung. Und freuen soll er sich jetzt erst mal gar nicht. Schuldgefühle soll er haben und richtig Leid soll es ihm tun, dass er mir so ein mieses, gut behütetes Leben zugemutet hat.

Sag ihm bitte nur, dass es mir gut geht, und er soll mich gefälligst von der Schule abmelden. Denn so bald werd ich nicht mehr wieder zurückkommen. Gib ihm bloß nicht meine E-Mail-Adresse, und sag ihm auch nicht, wo ich bin; das wird er noch früh genug an seinen Kontoauszügen sehen. Sonst würde er mir nur vorheulen, dass ich sein

Ansehen als stellvertretender Direx gefährde. Er kann sich seine Sorgen sparen, und wenn er sich brav benimmt, ruf ich ihn auch irgendwann mal an. Das wird ihn bestimmt trösten, den alten Jammerlappen. Sag ihm noch: „Übrigens befinde ich mich hier gar wohl / Die Einsamkeit ist meinem Herzen köstlicher Balsam in dieser paradiesischen Gegend / Die Stadt selbst ist unangenehm, dagegen rings umher eine unaussprechliche Schönheit der Natur.“

Das hab ich aus so einem zerfledderten alten Reclam-Heftchen. Das steckte noch in meiner Camel-Tasche, und da ist mir eingefallen, dass mein Alter die Tasche mal ausgeliehen hatte. Du weißt doch, dass er immer in so ein stinkiges Fitness-Center geht, und da braucht er 'ne große Tasche, um all seine Schweißlappen zu verstauen. Wahrscheinlich hat er das jämmerliche Kotzbuch in die Tasche gesteckt, damit er beim Fahrradergometerfahren noch was Nützliches für seinen geilen Unterricht tun kann. Und dann hat er es wohl einfach in der Tasche vergessen. Na ja, er ist nicht gerade der ordnungsliebende Spieß, das hat er mir ja auch vererbt. Ich hab mir gedacht, dass das alte Reclamteil sogar noch zu was zu gebrauchen ist, wenn ich ihm daraus Nachrichten durchgebe. Er hat es ja ohne mich schwer genug, und da kann man ihm doch mal einen winzig kleinen Gefallen tun.

Ich bin jetzt todmüde, irgendwie macht mir die Seeluft zu schaffen. Being happy and being free macht sogar noch müder als Schule. Sorry, ich gehe dir wahrscheinlich ganz schön auf den Wecker mit meinem Freiheitsgefasel. Du nimmst es mir nicht übel, dass ich glücklich bin, auch wenn du nicht dabei bist, do you? Zu deiner Beruhigung: „Freedom is just another word for nothing left to lose.“

Cheers for your ears. Good night, sleep tight! Take care.

Deine *Wonderbra*

PS: Hätte wohl niemand gedacht, dass so ein braves Mädel wie ich abhauen könnte, was? Nee weißte, ich konnte es einfach nicht mehr ertragen mit meinem daddy, mit der Schule (vor allem Mathe) und dem ganzen Scheiß. Aber jetzt tob ich mich mal so RICHTIG aus.

Ach, und wenn du auch die Schnauze voll hast, dann komm doch einfach nach. Ich weiß ja, dass du gern in die Schule gehst, aber du hast schließlich auch keinen Vater, der dort eine Leithammelfunktion hat, stimmt's?



Michael Santak

Das Spiridon-Projekt

Als ich erwache, halte ich zwei Frauen in meinen Armen: im rechten Doro, meine Frau, im linken die Unbekannte, die mich in der Nacht verführt hat. Beide schlafen noch. Ich rutsche zwischen ihnen nach unten – bemüht sie nicht zu berühren. Mir schwant Schlimmes. Doro blinzelt mit ihren blauen Augen und ich gebe ihr einen leichten Kuss auf die Stirn: „Ich muss dir was sagen. Ich weiß auch nicht, wie es passiert ist. In der Nacht kam diese Frau da zu uns Bett. Sie hat mich vergewaltigt.“

Doro schaut mich fragend an. Dann schlägt sie mir mit Wut ins Gesicht. Ich taumele zurück wie ein angeschlagener Boxer. Blut schießt aus meiner Nase. Geschieht mir recht, denke ich.

„Du Hurenbock, du Chauvischwein, du Arschloch“, schreit Doro. Tränen rinnen über ihre Wangen. „Ich bin schwanger und du treibst es mit einer anderen Frau – noch dazu, während ich im gleichen Bett liege. Ich fass' es nicht, ich fass' es nicht. Hau ab, du Vieh, du dreckiges Vieh! Ich will dich nie mehr wiedersehen!“

Sie packt Marko, der vom Tumult aufgewacht ist, und stürmt aus dem Zimmer.

Mir ist elend zu Mute. Gleichzeitig fühle ich mich erfüllt von einem grandiosen Verlangen nach dieser rätselhaften dunklen Frau. Das Leben ist so kurz, ich muss sie haben. Ich bin noch immer benommen von dieser phantastischen Schönheit, die ich vor wenigen Stunden getroffen habe, die mich in der Nacht gestreichelt und geliebt hat, die so lebendig, so umwerfend frisch und natürlich ist, als sei sie die leibhaftige Liebesgöttin. Ich habe mich immer schon nach einer Frau wie dieser gesehnt: anschmiegsam, verschmust und handlich. Ich spüre dieses schmerz- und zauberhafte Ziehen im Bauch wie seit meiner Jugend nicht mehr. Die Welle in meinem Magen macht mich schwindlig. Die Aussicht, sie für immer besitzen zu können, schmilzt wie Kokain in meinen Lenden. Meine marmorschöne Traumfrau liegt reglos auf dem großen Bett. Ich kann sie nicht genau sehen, denn ich bin geblendet von ihrer Erscheinung – oder ist es die Sonnenflut, die in das Zimmer dringt? Ich betrachte die Zartheit ihrer fast noch kindlichen Gesichtszüge und fühle mich einer Ohnmacht nahe. Als sie

ihre schwarzen Augen aufschlägt, die mir in ihrem zarten, weißen Gesicht ungewöhnlich groß erscheinen, hauche ich: „Ich heiße Robby und wie heißt du?“

„Mignon.“

Ihre Stimme klingt klar, frisch und leicht, etwa so wie kaltes Wasser oder wie Zitroneneis schmeckt, dabei gleichzeitig fest und ein wenig herausfordernd. Mein Gaumen zieht sich zusammen. In meiner Brust steigert sich ein Klopfen, Hämmern und Dröhnen wie in einer leeren Tonne. Ohne Zögern umarme ich sie heftig und spüre ihre seidigen Schulterblätter, die unbekleidet sind. Mein Herzschlag setzt aus, so zart und warm fühlt sie sich an.

„Wo kommst du her?“

„Ich komme aus Italien. Mein Vater ist Italiener, meine Mutter Französin. Aber ich lebe schon seit ich denken kann in Heidelberg.“

Nach einem endlosen, einverständigen Kuss sagt sie zärtlich: „Komm mit zu mir!“ Sie strahlt als würde sie von innen leuchten.

Als wir über die Hauptstraße schweben, habe ich das Gefühl, dass sich der Strom der Passanten teilt. Wie graue Tauben auf dem Markusplatz flattern sie auf, um sich sogleich wieder niederzulassen, sich umzudrehen zu uns und uns zu bestaunen wie zwei tanzende Engel im Paradies. Flirrende Wasserschleier verwirbeln in der Luft. Aus einem Café dröhnt ein Song von Eros Ramazotti. Auf einmal stehen wir im schimmernden Schlafzimmer eines geräumigen Hauses. Wir werfen uns auf ein luxuriöses Federbett und küssen, streicheln und lecken uns ohne Hemmungen. Glut durchflutet meine zum Bersten gespannten Organe, mein Herz schmilzt wie Schokolade in der Sommersonne, grelle Blitze durchzucken mein Gehirn. Ihr Grübchen lächelt, ihre muskulösen, schlanken Schenkel strahlen Hitze aus und als sie über mich steigt, kitzelt ihr glänzendes, antischwarzes Haar meine steifen Brustwarzen. Wir lieben uns zärtlich, innig und tief versunken wie bei einer unschuldigen, unbeschwerten Andacht, die sich zu einer ekstatischen Kommunion steigert und in einer Hochzeit kulminiert.

In den folgenden Tagen fühle mich reich beschenkt und so stark, dass ich Bäume ausreißen könnte. Mein Herz schlägt ozeanisch weit und ich gleite durch die Welt wie Jesus übers Meer. Ich beschließe, Frankfurt den Rücken zu kehren und in Heidelberg zu bleiben – in dieser Stadt zum Verliebten, die mir Ruhe gibt und mich wie eine kupplerische Schicksalsmacht ergriffen hat.

„Wie gefällt dir eigentlich Heidelberg?“, fragt mich meine Mignon eines Abends. Ich kann ihren Augen nicht ausweichen und küsse sie.

„Heidelberg gefällt mir gut, weil es mit ein Gefühl von Geborgenheit gibt. Für mich ist Heidelberg die Stadt der Verliebten. Ich weiß, dass Venedig dieses Prädikat für sich reklamiert. Doch so wie Venedig immer wieder mit bestimmten Wasserstädten des Nordens verglichen wird, so lehnen sich auch andere kulturhistorische Orte gern an Heidelberg an.“

„Welche denn?“

„Breslau gilt als Heidelberg Schlesiens und in einem Reisebericht über Novi Sad habe ich neulich gelesen, dass die Hauptstadt der serbischen Provinz Vojvodina durch ihre Festung und ihren Grenzwall, die einst als Bollwerke gegen die Osmanen errichtet wurden, den Geist Heidelbergs atmen soll.“

„Geist meint hier wohl weniger den wissenschaftlichen Geist“ sagt Mignon, „als vielmehr die Gespenster der Vergangenheit, deren störende Überbleibsel, etwa wie in Rom, nun als ‚romantisch‘ gelten.“

„Ja, diese Bauwerke haben sich ähnlich wie das Heidelberger Schloss, die Stadtmauer von Rothenburg ob der Tauber und Schloss Neuschwanstein als Denkmale ihrer selbst erhalten. Sie haben sich zu Touristenattraktionen gemausert. Gleichzeitig gibt es gigantische Forschungsinstitute und weltweit agierende Unternehmen in Heidelberg. Das Krebsforschungszentrum, die Molekularbiologen und Firmen wie SAP, MLP, Heidelberger Druckmaschinen und Lion Bioscience. Dennoch überwiegt die Idylle gegenüber dem Kontrastprogramm der benachbarten Industriestädte Mannheim und Ludwigshafen, die durch Kriminalität, Kraftwerke und Chemieanlagen charakterisiert sind. Heidelberg kommt mir vor wie eine Mutter, die ihre Kinder gutge-launt unterhält, während der Vater den ganzen Tag in Mannheim arbeitet. Heidelberg stellt außerdem den Sehnsuchtsort für Romantiker dar, von deren Geniekult man sich als Heidelberger ein wenig berührt fühlen darf.“

Einige Zeit wird es freilich noch brauchen, bis ich mich an die Kleinheit Heidelbergs gewöhnt habe. Mich schmerzen die abgebrochenen Hügel im Norden und Süden, die mir wie aufgebohrte Backenzähne eines Riesen der Rheinebene vorkommen. Doch das stets präsente Bild von Mignons Anmut überstrahlt alle anderen Eindrücke. Nach einiger Zeit genieße ich die Betulichkeit der Provinz

und erkenne im Rückblick, dass mich das hektische Frankfurt mit seiner erdrückenden Architektur aggressiv machte. Zum Glück habe ich in Heidelberg mein Herz verloren und meine Rettung gefunden.

Eigentlich hatte alles ganz harmlos angefangen an jenem Freitagabend. Ich musste vor der Glotze eingeschlafen sein. Ein kleines Mädchen war von einem Sexgangster entführt worden. Ich stemmte mich aus dem Sessel hoch, schaltete das Gerät ab und wollte ins Bett – schließlich hatten wir vor, am nächsten Tag eine Couch zu kaufen und ich musste vorher den VW-Bus von meiner Band in Kronberg abholen. Es war nicht allein weil ich der Leadgitarrist und Manager der Gruppe war, dass ich den Transporter ausleihen durfte. Jeder konnte das Auto haben, wenn er es brauchte. Man musste sich bloß mit den anderen abstimmen. Die 15 Kilometer wollte ich mit dem Fahrrad fahren, weil die S-Bahn zu teuer war. Als ich an Markos Zimmer vorbeikam, machte ich leise die Tür auf und sah meinen Kleinen friedlich schlafen. Beruhigt ging ich ins Schlafzimmer. Dann lag ich auch schon in den Kissen, obwohl ich gar nicht mehr müde war. Ich küsste die nackte Schulter meiner Déesse, die sich glatt anfühlte und nach Sommer roch. Déesse habe ich sie in Frankreich genannt, nachdem ich einen Citroen DS gesehen hatte. Das sind ihre Initialen – Doro Storm. Die Franzosen können zu einem solchen Wagen „mon DS“ oder auch „ma DS“ sagen, dann bedeutet es „meine Göttin“. Seither nannte ich sie manchmal so – besonders wenn sie so viel Sommer ausströmt wie jetzt, dachte ich, süßer Waldboden gemischt mit säuerlichem Eppelwoi. Doro murmelte im Schlaf. Ich streichelte ihre langen blonden Haare, ihr Ohr, ihre Wange, zog die Kontur ihrer runden Lippen nach und legte, nun auf dem Bauch liegend, meinen rechten Arm um ihre Schultern. Sie wachte aber nicht auf. Na gut, heute nicht. Dann versank ich in Schwerelosigkeit.

Ich, Student, zu früh verheiratet, zu früh Vater. Sie, meine Schulfreundin, ließ mich nicht los. Als Judokämpferin kannte sie alle Halte-techniken. Jetzt hatten wir ein Baby, knapp zwei Jahre alt, das zweite unterwegs. Wir wollten bei Ikea eine Couch kaufen, doch Ikea in Wallau am Wiesbadener Kreuz war abgebrannt, Brandstiftung. Wir fuhren einfach weiter zur nächsten Filiale in Walldorf bei Heidelberg. Wie weit das war, wussten wir nicht. Wir fuhren einfach weiter Richtung Darmstadt, dann eine endlose Baustelle und es wurde heiß an

diesem sonnigen Samstag im September. Die schweren Reifen der Laster neben ihnen sangen wie die Geigenstimmen einer romantischen Filmmusik, als sie an Burg Frankenstein vorbeifuhren.

„Verdammt eng, diese Spuren.“

„Ja, Robby, pass' auf und fahr' nicht so schnell.“

Schmal lächelte Doros Mund mich an, während ihr Blick nach hinten in den Laderaum ging, wo Marko in seinem Kinderwagen schlief.

„Warum gibt es bloß keine Möbel in Frankfurt?“

Ich zuckte mit den Schultern. „Wir kommen gleich an. Bei Ikea ist alles viel billiger. Da lohnt sich auch eine weite Fahrt.“

„Bist du jetzt eigentlich der Werbetexter von diesen blöden Schweden oder was?“ Ihr Blick fühlte sich an wie Zahnschmerz.

„Wer wollte denn 'ne Couch? Du oder ich? Ich bestimmt nicht“, entgegnete ich. „Außerdem konnte ich nicht ahnen, dass ausgerechnet an diesem Samstag der ganze Laden abfackelt.“

„Schon gut, Süßer. Tut mir leid.“ Sie streichelte mein rechtes Bein und ich versuchte, nicht gleich wieder den Gutmütigen abzugeben. Ich hasste diese Einkaufstouren. Ich fand sie völlig sinnlos. Wie schön wäre es jetzt bei einem lockeren Waldlauf oder an meinem Schreibtisch. Ich könnte weiter schreiben an meiner volkswirtschaftlichen Diplomarbeit über ein steuerfinanziertes Sozialsystem als höchste Entwicklungsstufe des privatwirtschaftlichen Sozialstaats, fast schon so etwas wie Sozialismus. Meine geheime These dabei lautet: Die russische Revolution war der vorzeitige Samenerguss des Sozialismus. Zur falschen Zeit und am falschen Ort. Einfach nur peinlich. Der reife Lover wartet, bis die Frucht reif ist, bis alles vor Verlangen platzt. Marx hatte Recht: der Kommunismus ist die historisch notwendige Folge des Kapitalismus. Doch erst wenn dieser die wirtschaftlichen Voraussetzungen für das Ende des privaten Eigentums geschaffen hat, kann jeder nach seinen Fähigkeiten arbeiten und nach seinen Bedürfnissen dafür belohnt werden. Die Uni war für solch kühne Thesen zu engstirnig, doch mein Prof träumte ebenso wie ich heimlich von Rock und Revolution, Punk und Protest, Freiheit und Anarchie, von einem Leben, in dem alles aufregend und lustvoll ablief, von einer Welt ohne Geld und ohne Macht, in der die Leute bereit wären, ihr Bestes einfach so zu geben, um sich dafür alles nehmen zu können, was sie brauchten. Sie können machen, was sie wollten – vorausgesetzt, es

nützte allen. Dieser Gemeinschaftssinn entwickelte sich einfach von Kindesbeinen an, weil alle ihn vorlebten, denn niemand wollte den anderen betrügen, ausbeuten oder gar umbringen.

„Hey, guck mal! Siehst du da vorne diesen Turm mit den vier Buchstaben?“, fragte Doro plötzlich.

Wir kamen in Walldorf an und auch wieder nicht, denn wir standen im Stau. Eine Stunde dauerte es, bis wir von der Autobahn auf die Ausfahrt gelangten und von dort über die Brücke und dann links zu einer riesigen dunkelblauen Halle aus Metall, die alles in sich einsaugte und gefangennahm: die Menschen, meine Gedanken und meine Gefühle.

Wir drückten uns durch einen Irrgarten von Menschen und Möbeln. Ich beguckte weniger die Schränke, Tische, Betten als die Menschen, besonders die Frauen. Plötzlich sah ich Doro und Marko nicht mehr und setzte mich in einen der vielen Sessel. Die Müdigkeit musste mich übermannt haben, denn ein Lautsprecher schreckte mich auf: „Marko sucht seine Eltern. Bitte an der Information melden.“ Konnte Marko weggelaufen sein? Ich rannte los.

„Hey, guck mal!“, hörte ich es ganz nah rufen. „Ich habe unsere neue Couch gefunden.“

Da stand Doro mit Marko an der Hand. Ich küsste beide. Das Problem an der Couch lag in ihrer Größe. Dieses bordeauxrote, mit Kord bezogene Schlafsofa passte nur mit Mühe in den VW-Bus. Den Kinderwagen mussten wir zusammenklappen und Marko auf das neue Sofa setzen. Ganz vorsichtig schlängelte ich das Auto vom Parkplatz zur Bundesstraße. Links ging es nach Heidelberg.

„Komm Robby, lass uns doch kurz nach Heidelberg fahren!“

„Heidelberg ist eine Stadt mit Bedeutung.“

„Ja, Romantik, ich weiß. Romantik, Japaner und Kitsch. Aber guck mal, diese Hochhäuser am Hang! Das sieht überhaupt nicht romantisch aus.“

„Warte, bis wir zum Neckar kommen! Ich war vor zehn Jahren mal auf Klassenfahrt in Heidelberg.“

Marko fing an zu quäken, er musste mal. Wir hielten an einem großen Friedhof an und gingen hinter die Mauer. Auch ein Hippie muss mal Pippi.

Dann fuhren wir weiter und kamen in eine andere Welt. Die Luft roch frisch und süßlich, ganz anders als in Frankfurt. Wir kurvten

mehrmals am Neckar rauf und runter. Alle Parkhäuser waren besetzt. Wir sahen Palmen am Bahnhof, Ausflugsdampfer auf dem Neckar, den die Sonne mit Gold überglänzte, und eine rötlich schimmernde Schlossruine am Hang, bis wir schließlich doch noch eine Parklücke fanden und schnell merkten, warum die Stadt so überquoll – ein Fest war im Gange. In den Haupt- und Nebenstraßen reihte sich Stand an Stand, überall gab es Pizza, Tortillas, Burritos, Chimichangas, Enchiladas, Chili con carne und an jeder Ecke Musik, Wein und Bier. Wir gerieten immer tiefer in diese riesige Party, die einem südländischen Bazar glich. Die langsam vorwärts quellende Lavamasse schob uns auf einen großen freien Platz an der Universität, wo Mexikaner im Schatten großer Platanen handgemachte Hängematten anboten. Nur 50 Mark, himmlisch bequem, für den Kleinen genau das Richtige. Die runden Frauen in ihren bunten Ponchos schauten Marko mit leuchtend schwarzen Augen an.

„Süßer blonder Junge“, sagte eine dunkelbraune Schönheit und tätschelte seine Wange.

Wir kauften die Hängematte und wollten gehen, doch die Mexikaner drückten uns Rasseln und Tamburine in die Hände und stimmten diese südamerikanischen Lieder an, die einen zwanghaft daran hindern, Hände und Füße still zu halten. Wir spielten und tanzten bis Mitternacht und die Mexikaner sagten, wir sollten zu ihnen kommen und dort übernachten. Sie wohnten in einem alten Haus mit vielen WGs, alle Türen offen und wir schauten in die beleuchteten Wohnungen hinein. Überall tanzten Leute, junge und alte, helle und dunkle, in einigen Zimmern liebten sich welche – war das nicht die Erfüllung meines Lebenstraums? Doch wo konnten wir hier ein ruhiges Plätzchen zum Schlafen finden? Schließlich legten wir uns auf ein großes freies Bett.

Plötzlich hörte ich „süßer blonder Junge, süßer blonder Junge“, dann einen Schrei von Doro: „Wo ist Marco? Sie haben Marco entführt!“ Das ganze Haus lief zusammen. Eine große Frau sagte: „Ich weiß, wo sie sein können“. Wir fuhren einen steilen Berg hinauf. Die Straße schlängelte sich scharf bis zu einem versteckten Zweckbau im Wald.

„Das ist der Müllschlucker dieses Stadtteils. Alle Schächte hängen mit den unterirdischen Parkhäusern zusammen – ein beliebtes Versteck für alle möglichen Ganoven“, sagte die Blondine.

„Und da soll Marko sein?“, fragte ich. So schnell ich konnte, zog ich mich die enge Röhre hoch. An den Seiten tastete ich nach Einbuchtungen, an denen ich mich festklammern konnte. Mit den Füßen schob ich meinen Körper wie eine Ziehharmonika nach oben. Mein Rücken schmerzte, meine Nase stach vom Gestank saurer Fäulnis, mein Herz raste, mein Kopf drohte zu platzen. Laut und verzweifelt schrie ich: „Marko, wo bist du?“ Ich strengte mich an, etwas zu hören, doch da war nichts außer meinem Keuchen.

Ein zartes Streicheln weckte mich. „Du hast schlecht geträumt.“ Als ich zu mir kam, schmiegte sich eine zierliche Frau an mich.

„Du bist frech“, sagte ich und spürte mein Blut prickeln.

„Und du bist süß“, sagte die Unbekannte zart. Ihr schwarzes Haar roch würzig und verführerisch, überhaupt nicht seifig. Ich streichelte ihren warmen Rücken und schmiegte meinen Schwanz gegen ihren weißen Oberschenkel. Gedanken an Doro und Marko blitzten auf. „Bin ich ein Schwein?“

Ein langer Zungenkuss schob meine Bedenken beiseite. Dann ging alles ganz schnell – viel zu schnell. Ich fühlte mich leicht und frei, vollkommen geborgen und so selig wie als Zehnjähriger an meinem Geburtstag. Noch bevor ich in sie eindrang, spürte ich in meiner Kehle: Das war sie – die Liebe.

Heute genieße ich mein neues Leben mit Mignon, mit meiner „Mini“, wie ich sie neuerdings zärtlich nenne, erschauere angesichts ihrer Grazie, ihrer edlen Gestalt täglich neu. Ihr südländisch geschnittenes Gesicht erinnert mich jedes Mal, wenn ich sie betrachte, an Mona Lisa. Doch unvermeidlich zuckt dabei immer wieder ein Blitz der Scham wegen meiner betrogenen Familie durch mein Gehirn. Das Schuldgefühl drückt sich wie eine Nebelglocke auf mein Gewissen.

Ein Jahr nachdem Doro unser zweites Kind zur Welt gebracht hat, reicht sie die Scheidung ein. Ist mir ganz egal, ob ich verheiratet bin oder nicht. Ich fühle mich befreit von einer beengenden Umklammerung, aber auch ein wenig irritiert durch die neue Offenheit – etwa so als wäre ich aus dem „Faulen Pelz“ entlassen worden.

Nach weiteren zwei Jahren verständigen wir uns darauf, dass ich die beiden Kinder erziehe, da sich Doro selbst verwirklichen und ihre Freiheit in einem Entwicklungsprojekt in Afrika suchen will. Sie stellt jedoch eine Bedingung: Ich soll Mignon heiraten, um Marko und Mira

eine richtige Familie bieten zu können. Wir sind einverstanden. Mignon freut sich, so plötzlich Mutter zu werden.

Alles geht eine ganze Zeit lang gut, bis der Einbruch der Börsen und die Flaute am Anzeigenmarkt die Medienbranche in eine Krise stürzen. Monatelang hängt ein Damoklesschwert über dem kleinen Heidelberger Verlag, in dem ich als Chefredakteur ein Wirtschaftsmagazin mache. Zehn Jahre lang habe ich mich besessen in meine Arbeit gestürzt und jedes noch so kleine journalistische Abenteuer mit meinen unzeitgemäßen Wirtschaftskonzepten gemieden, obwohl ich nicht immer alles glaube, was die führenden Experten in meinem Blatt über die Segnungen der Globalisierung unseres Wirtschaftssystems von sich geben. Mein Chef belächelt mich manchmal als Träumer, weil ich mich noch immer nicht mit dem Siegeszug des globalen Kapitalismus abgefunden habe, weil ich immer noch an die Möglichkeit glaube, ohne Geld und ohne Zeit als den bestimmenden Größen des wirtschaftlichen Lebens auskommen zu können und weil ich für eine Wirtschaft ohne Wachstum und Wertschöpfung bin. Nun ergreift mich also selbst der Krisenzyklus der unregulierten Wirtschaft, der doch eigentlich nur der Marktbereinigung zwecks Effektivitätssteigerung dienen soll.

Der kleine Verlag wird von einem größeren geschluckt, der seinerseits nach kurzer Zeit von einem noch größeren aufgekauft wird. Das Ziel dieser Fusionen liegt in der kostengünstigeren Produktion durch höhere Auflagen und weniger Personaleinsatz, wie es auch mit vielen anderen Unternehmen geschieht.

Ich beobachte schon lange die Entfesselung dieses Neoliberalismus, zu dem es keine Alternative zu geben scheint. Ich als Zu-spät-68-er, der nie dem Pathos der Revolution erlegen ist und für den auch der Zusammenbruch des angeblich realen Sozialismus keine Desillusionierung bedeutet, stehe politischen Rauschzuständen skeptisch gegenüber. Ich bin Pragmatiker und brauche keine Ernüchterung zu fürchten, wie die Revolutionsveteranen, deren früherer Fortschrittsoptimismus heute in tiefen Lebenspessimismus umschlägt, weil sie immer noch der Meinung sind, dass das, was ist, schlecht ist, sie es aber nicht ändern können.

An einem trüben Freitagmorgen im späten September werde ich in das Büro meines Chefs gerufen. Mir ist mulmig zumute. Der Chef kommt gleich auf den Punkt: tja, lieber Herr Storm, die Lage, die

Sachzwänge, halt eben die Kündigung – natürlich verbunden mit „unendlichem Dank“ für zehn Jahre „hervorragende Arbeit“, leider, leider, sehr bedauerlich, schwere Entscheidung, ein volles Jahresgehalt plus Firmenwagen als Abfindung, das vertraglich vereinbarte Wettbewerbsverbot aufgehoben, die besten Wünsche für die Zukunft. Auch der Verlag hat ein schweres Los zu tragen, er muss aus der gemütlichen Weststadtvilla ausziehen und sich in einer ehemaligen Lagerhalle in einem Frankfurter Industriegebiet einrichten.

Das alles trifft mich bis ins Mark. Ich sitze zusammengesunken und versteinert auf dem harten Holzstuhl und komme mir wie ein geköpftes Huhn vor. Die Situation scheint völlig unreal zu sein. Wo ist der Ausweg aus diesem Albtraum? Für mich bricht eine Welt zusammen, als wäre heute mein „Schwarzer Freitag“. Ich fühle mich als ohnmächtiges Objekt übermächtiger Verhältnisse, abhängig und entmündigt von Gegebenheiten, über die ich nichts vermag. Ich werde gezwungen, das einfach zu schlucken und mich mit meiner Rolle als Rädchen im Getriebe, als Spielball höherer Mächte abzufinden, wie bei einer Naturkatastrophe, nur noch viel schlimmer, weil es ja eine gesellschaftliche Katastrophe ist.

Ich darf meine Sachen packen und nach Hause gehen, aber was soll ich jetzt zu Hause? Ich gehe in einen Supermarkt, kaufe mir eine Flasche Wodka und steige den Gaisbergweg zum Wald hinauf. Alle Erniedrigungen meines Lebens kommen mir schlagartig in Erinnerung. Was habe ich falsch gemacht? Mich fröstelt, aber das ist mir egal, auch dass es anfängt zu regnen und ich keinen Mantel dabei habe. Ich achte nicht auf den Weg, nicht auf die tiefen Wolken und nicht auf den Ausblick in die verdüsterte Ebene. Was soll ich meiner Familie sagen? Ich spüre nicht, ob meine Füße die Erde berühren. Mir ist, als hätte mir jemand den Boden unter den Beinen weggezogen. Ich befinde mich im freien Fall, kein Halt in Sicht. Mein Kopf ist leer und bewusstlos. Ich suche Erleichterung, indem ich die Augen schließe und heule wie ein kleines Kind.

Ich setze mich auf einen Felsen und nehme einen großen Schluck. Ich falle vom Heulen ins Beten und vom Beten ins Fluchen. Ich flehe um Hilfe und weiß doch, dass ich keine Hilfe zu erwarten habe, von wem auch? Das muss ich jetzt ganz alleine durchstehen. Ich schreie so laut ich kann: „Ich hasse dieses miese Schwein, ich hasse mich, ich hasse die ganze Welt!“ Warum muss ausgerechnet mir das passieren?

Ich erhebe mich und gehe weiter in den Wald hinein. Ich stampfe wütend mit den Füßen auf und trete gegen einen faustgroßen Stein, der gegen eine Kiefer donnert. Wenn mir jetzt jemand entgegenkäme und mich anspräche, würde ich ihm sicherlich an die Gurgel springen. Ich könnte unmöglich etwas sagen. Aus mir würde ein fürchterliches Gebrüll platzen.

Dumpf gehe ich weiter. Immer mehr fühle ich mich einsam, verlassen und klein. Die zunehmende Finsternis im Wald ist mir gleichgültig. Wilde Elektrizität entlädt sich krachend am Himmel. Ich komme mir hilflos vor, mir ist ängstlich zumute. Ich laufe und laufe. Als ich nach einer Stunde auf dem Königstuhl ankomme, ist die entsetzliche Leere gewichen. Ich spüre keine Angst mehr und keine Wut.

Mir ist, als sei ich endlich unten auf dem Boden angekommen. Ich fühle mich wie der Apfeldieb, der aus dem Paradies geworfen wurde. Entlassen, freigesetzt – ja, frei. Frei, um selbst entscheiden zu können, was ich tun und lassen möchte. Mir ist klar geworden: Karriere und Geld dürfen mein Leben nicht bestimmen. Ich muss mein Leben ändern. Ich muss mein Dasein neu gestalten. Ich will ab jetzt jeden Tag glücklich sein mit Mignon, Marko und Mira. Sie sind meine Rettung. Ich darf jetzt nicht aufgeben. Ich werde mit erhobenem Kopf durch die Welt gehen. Ich werde es schaffen, mein Schicksal selbst in die Hand zu nehmen. Ich werde es meinem fiesem Lebensregisseur zeigen. Wer sagt denn, dass ich jetzt weniger wert bin? Ich habe eine neue Welt zu entdecken. Ich brauche neue Ziele. Ich werde eine Agentur gründen. Und ich werde einen Marathon laufen.

Befreit renne ich den Berg Richtung Rohrbach hinunter und komme an einer kleinen Friedhofskapelle vorbei. Dort setze ich mich keuchend auf eine Holzbank und starre Christus am Kreuz an. Jesus wurde hingerichtet und stieg doch vom Nagelbalken wieder herab.

Mignon löst sich in Tränen auf, als ich ihr alles erzähle. „Mini, mein Schatz, lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende“, sage ich ihr, um sie zu trösten. Doch die Krisen, die allgemeine und meine ganz persönliche, lasten schwer auf mir. Unglück wirkt nachhaltiger als Glück.

Trotz meiner neuen Aufbruchstimmung und dem Plan, mich selbstständig zu machen, bleib mir nichts anderes übrig, als mich arbeitslos zu melden. Ich habe die Wahl zwischen Arbeitslosengeld, Übergangs-

geld oder der Förderung als Ich-AG. Natürlich kann ich das volle Arbeitslosengeld nicht ausschlagen. Ich darf sogar etwas hinzuverdienen, ohne dass es gleich von der Stütze abgezogen wird. Doch die Erfahrungen bei der Agentur für Arbeit deprimieren mich. Der Sachbearbeiter kann nichts für mich tun. Für arbeitslose Journalisten werden der Arbeitsagentur keine Stellen angeboten.

„Da helfen nur Initiativbewerbungen bei den örtlichen Verlagen“, empfiehlt der Fachmann.

Völlig aussichtslos, denke ich. Ich zwingen mich dennoch zu einem Lächeln, mit dem ich meine Verlegenheit, ja Trauer über meine Schande weglachen will. Ich werde meine Netzwerke in Gang setzen. Gibt es nicht irgendeinen Kollegen in der Gewerkschaft, der eine Idee hat, der von einer offenen Stelle weiß oder der mit mir eine Agentur gründen will? Ich gehe zur nächsten Versammlung und es stellt sich heraus, dass die meisten der Anwesenden ähnliche Probleme haben wie ich. Die Zeitungsverlage haben viele Leute entlassen, weil die Anzeigen aus der Zeit des Börsenbooms und der vielen Übernahmeschlachten ausbleiben. Die gesamte Wirtschaft befindet sich nach vielen Wachstumsrekorden wieder auf Abwärtstkurs.

Rolf Leicht, der Bezirksleiter, erklärt mir: „Wir haben lange darüber gerätselt, warum so wenige gegen die Globalisierung protestieren. Das System funktioniert immer noch wie eh und je. Es hat verstanden, alle zufrieden zu stellen. Alle haben Pöstchen und Titel bekommen. Jetzt wird aber klar, dass jeder – selbst ein Chefredakteur – nur ein kleines Rädchen im Getriebe ist, das jederzeit auf die Straße geworfen werden kann.“

„Genau“, antworte ich, „solange ich mitspielen durfte, bestand für mich kein Anlass, in der Gewerkschaft aktiv zu sein. Aber was ist mit den Massen von Arbeitslosen? Warum machen die nichts dagegen?“

Rolf nickt: „Weil Arbeitslosigkeit als persönliches Schicksal empfunden wird, von einigen sogar als persönliche Schuld. Die wenigsten geben den gesellschaftlichen Verhältnissen und dem privaten Wirtschaftssystem die Verantwortung für ihre Arbeitslosigkeit.“

Hanna Weiß, eine große blonde Frau, die sich bereits seit vielen Jahren als freie Fotografin durchschlägt, schaltet sich ein: „Wer eine Arbeitsstelle hat, versucht dort sein Bestes zu geben und denkt notgedrungen nur an sich. Wenn er dann entlassen wird, betrachtet er

die anderen Arbeitslosen wieder nur als Konkurrenten um die wenigen freien Stellen“.

„Dann wäre es doch am besten“, sage ich, „wir würden uns zusammen tun und eine Agentur gründen. Hier sind so viele Spezialisten auf ihrem Gebiet, die alle das gleiche Problem haben, nämlich wie sie ihre Arbeit verkaufen können. Wenn wir gemeinsam auftreten, sind wir für den Markt interessanter, können uns gegenseitig unterstützen und unsere Kontakte allen gemeinsam zur Verfügung stellen. Eine solche Kooperation kann hilfreich sein, wenn du mal einen großen Auftrag nicht alleine abwickeln kannst, wenn du krank bist oder in Urlaub fahren willst.“

Da schaltet sich Bernd Reichl ein, ein erfahrener Lokalreporter, der mir in seiner massigen Präsenz gut gefällt. Mit seinem markanten Gesicht, geprägt von buschigen blonden Brauen und einem überaus kräftigen Kinn, ist er in meinen Augen genau der Typ, auf den die Frauen fliegen. Selbst auf mich wirkt er anziehend.

„Ich habe das schon mit verschiedenen Kollegen versucht“, sagt er, „aber Partnerschaften unter freien Journalisten funktionieren einfach nicht. Jeder von uns ist doch seine eigene Primadonna.“

Ich nicke ihm zu: „Richtig. Journalisten sind oft Steppenwölfe, obwohl Wölfe durchaus soziale Tiere sind innerhalb ihres Rudels. Aber dass jeder freie Journalist gegen jeden anderen konkurriert, das will ich mit meiner Kooperation ja genau ändern.“

„Nach meiner Erfahrung ist Offenheit gegenüber Kollegen existenzgefährdend“, sagt Reichl. „Du kannst doch nicht im gleichen Revier jagen, ohne dir in die Quere zu kommen. Alle großen Journalisten und Künstler sind Einzelgänger.“

„Aber funktioniert es in großen Agenturen, Verlagen, Pressestellen denn nicht auch, dass mehrere Leute in Frieden miteinander an unterschiedlichen Projekten zum Wohle der Firma und sich selbst arbeiten? Dort ist das Konkurrenzprinzip aufgehoben, um die Vorteile der Zusammenarbeit zu nutzen. Viele kleine Schuster verdienen doch viel weniger als eine große Schuhfabrik.“

Wir diskutieren bis spät in die Nacht, wie das anzustellen wäre.

Als der kümmerliche Rest meiner Abfindung kommt – der Fiskus hat mehr als ein Drittel davon bekommen –, kaufe ich ein kleines Haus im Kirchheimer Feld, an dem ich oft vorbeigejoggt bin und das schon

längere Zeit leer steht. Von diesem Holzhäuschen aus ergibt sich ein reizvoller Blick auf das Bergpanorama östlich Heidelbergs, vom Weißen Stein über den Heiligen Berg bis zum Königstuhl und dessen vom Sturm ausgefressenen Ausläufern. Das Gebäude ist baufällig, hat zwei Stockwerke mit jeweils vier Räumen, dazu ein riesiges Grundstück in Erbpacht und einen großen Parkplatz, hinter dem sich ein Ausflugslokal mit Kegelbahn befindet – etwas abgelegen, aber durchaus verkehrsgünstig und vor allem billig. Zusammen mit der Auszahlung für die Direktversicherung reicht mein Kapital, um das Haus auf einen Schlag zu bezahlen. Ich habe diese Versicherung etwas voreilig gekündigt. Hinterher ist mir eingefallen, dass das ein großes Verlustgeschäft war, aber jetzt kommt es mir auch nicht auf Altersvorsorge an, jetzt will ich eine Agentur aufbauen und eine berufliche Existenz gründen.

Das Haus muss ich aber erst einmal renovieren. Handwerkliche Arbeit gehört freilich nicht zu meinen besonderen Vorlieben. Sie macht mir einfach keinen Spaß. Ich bin nicht faul, doch am wohlsten fühle ich mich an meinem Schreibtisch hinter meinem Computer. Immer wenn ich meine Ruhe haben möchte, zieht mich diese Kiste magisch an – fast hypnotisch. Manchmal stelle ich mir vor, der Computer sei meine Gitarre, an der ich mich austoben kann. Schon erstaunlich, was dieser Kasten aus mir herauskitzelt. Ihm kann ich alles anvertrauen, was mich bewegt. Der Computer ist immer da und immer bereit, meine Ergüsse über sich ergehen zu lassen. Noch finden sie im stillen Kämmerlein statt, doch bald erreichen sie ihr Publikum und ich werde zum Popstar. Wenn ich schreibe, höre ich Musik. Sie gibt mir Rhythmus und Stimmung vor. Sie lässt mich meine Umwelt vergessen und ich gleite in eine andere Welt, in der nur noch meine Gedanken existieren. Der Cursor führt mich in eine offene Szene und gibt mir freien Raum. Mit der Tastatur geht das Schreiben viel schneller und müheloser als mit dem Kugelschreiber. Ich schreibe so schnell, wie ich denke. Ich achte weder auf Rechtschreibung noch auf Grammatik. Der Text fließt aus mir heraus wie die Töne aus meiner Gitarre. Die Buchstaben breiten sich auf dem Bildschirm aus, gleichzeitig erfüllt die Musik meinen Körper, der sich in die Tastatur ergießt. In mir spüre ich eine unermessliche Kraftquelle.

Aber jetzt diese Knochenarbeit – ich würde sogar lieber die Strapazen eines Marathonlaufs auf mich nehmen als das Haus zu streichen

– innen und außen, neue Fenster, neue Dachziegel und dann noch die Elektroanlage. Das würde eine hübsche Summe verschlingen, wenn ich dafür Handwerksfirmen anheuere, deshalb will ich alles selbst machen. Zeit habe ich ja genug und meinen Bruder Tommy, der Elektromeister ist.

Ich habe alle Schäden aufgeschrieben und will nach Hause gehen, da läuft mir Doro, meine Ex-Frau, in die Arme.

„Hallo Doro, was machst du denn hier? Freut mich, dich zu sehen. Du siehst wirklich toll aus.“

Sie grinst. „Und du hast nicht mehr allzu viele Haare zu verlieren.“

„Ja, im Moment könnte ich mir jedes einzeln ausreißen. Ich komme mir vor wie der Teufel mit den drei grauen Haaren.“

„Mit den goldenen.“

„Schön wär’s.“

„Ich habe dich die ganze Zeit nicht vergessen. Per Zufall habe ich erfahren, dass du aus deinem Verlag geflogen bist. Da musste ich einfach mal bei dir anrufen. Mignon hat mir gesagt, wo du steckst. Und jetzt bin ich da und will dir helfen.“

„Das ist wirklich nett von dir. Aber wie geht es dir eigentlich? Was machst du so?“ Ich betrachte sie einige Augenblicke zu lang. Sie trägt ihre Brigitte-Bardot-blonden Haare jetzt kurz, die Lippen rot gewachst und ein schickes graues Business-Kostüm. Sie hat sich aus einer Studentin in eine Geschäftsfrau verpuppt und sieht immer noch blendend aus, ein wenig voller als damals, als sie sich wegen meiner plötzlichen Affäre mit Mignon von mir trennte.

„Ich bin jetzt Projektleiterin bei der GTZ in Eschborn und manage Entwicklungshilfe für Afrika. Ein ganz trauriges Thema. Wenn du dort geboren bist, hast du schlechte Karten.“

„Klingt spannend. Ich kenne die Gesellschaft für technische Zusammenarbeit noch von früher.“

„Ich bin als Entwicklungshelferin nach Benin gegangen, wo ich an der deutschen Schule Deutsch und Englisch unterrichtet habe. Aber sag mal, warum riecht es hier so nach Erdbeeren mitten im Herbst?“

„Bei Westwind weht der Geruch der Wild-Werke hier herüber. Die machen Fruchtsäfte und Zusätze für Jogurts. Das ist eine riesige Obstküche.“

„Lecker, da kriegt man ja richtig Hunger.“

„Komm doch mit zu mir nach Hause. Da gibt's bestimmt Lasagne oder Pizza und du siehst deine Kinder mal wieder.“

Doro zuckt zusammen: „Natürlich tut es mir in der Seele weh, dass ich sie verlassen habe, aber ich wollte damals einfach raus aus allem und mich selbst verwirklichen. Ich bin vorher immer abhängig gewesen: von meiner Mutter, von den Lehrern, von den Profs und schließlich von dir. Dann kam die Sache mit Mignon. Das war einfach zu viel für mich. Ich hoffe, du hast Marko und Mira nur Gutes über mich erzählt.“

Ich lache: „Sie haben viel Verständnis für dich. Sie wollen dich bestimmt gern wiedersehen. Komm doch mit!“

Wir fahren zu meinem Haus, wo noch niemand etwas von dem Besuch ahnt. Obwohl ich einen Schlüssel habe, klinge ich. Marko öffnet die Tür. Er schaute zuerst mich fragend an, dann Doro, die er außer auf Fotos seit zehn Jahren nicht gesehen hat. Spontan erkennt er sie – das sehe ich ihm an.

„Hallo Marko, ich bin Doro – deine Mutter. Ich meine, deine leibliche Mutter.“

„Oh, hallo.“ Marko tritt einen Schritt zurück.

„Du brauchst keine Angst zu haben, Marko. Doro beißt nicht.“

„Das weiß ich“, grinst Marko und entspannt sich merklich. „Wie kommt es, dass du uns besuchst? Papa hat gesagt, du willst von uns nichts wissen.“

„So, hat er das gesagt? Das stimmt nicht ganz. Aber lass uns doch erst mal rein kommen. Dann kann ich dir und deiner Schwester alles genau erklären.“

Mira und Mignon stehen mit einem etwas erzwungenen, bitter-süßen Lächeln im Flur, um Doro zu begrüßen. Nachdem sich alle ein wenig beschnuppert haben, setzen wir uns an den großen ovalen Tisch. Alle schauen Doro erwartungsvoll an.

„Okay, eine Erklärung, aber keine Entschuldigung: Damals die Bettgeschichte war nur der äußere Anlass für mich abzuhaufen. Der tiefere Grund lag in meiner Unzufriedenheit mit mir selbst. Ich hatte das Gefühl, etwas zu verpassen. Als ich schwanger war mit Marko, fühlte ich mich immer mehr eingeengt. Meine Freundinnen gingen auf Partys und fanden mich nur noch exotisch. Sie taten so als bewunderten sie mein Lebensglück, sahen aber bloß mitleidig auf mich herab. Eine von ihnen sagte mir mal: ‚Du bekommst ein Kind und bist

selbst fast noch ein Kind. Was hast du denn schon vom Leben gehabt? Ab jetzt wirst du nur noch für dein Kind leben. Jetzt kannst du nie mehr machen, was du willst.' Das hat mich hart getroffen. Ich sagte ihr: ‚Ich mache alles, was ich will auch mit dem Kind. Ich will das Kind.‘ Aber innerlich hat es an mir genagt. Als dann Mira unterwegs war und Mignon in unsere Familie eindrang, stand für mich fest: Das mache ich nicht mehr mit.“

Alle blicken betroffen vor sich auf den Tisch und vermeiden es, jemanden anzuschauen.

Marko fängt sich als erster: „Ich will, dass wir uns alle aussöhnen und uns vertragen. Weißt du, was ich mich die ganze Zeit gefragt habe? Haben wir keinen Wert mehr für dich gehabt? Hattest du einen anderen Mann und andere Kinder?“ Doro streichelt seine Wange, nimmt seine Hand und sagt unter Tränen: „Ich habe oft an dich gedacht und mir vorgestellt, wie du jetzt aussehen würdest und was du alles machen würdest. Natürlich habe ich dich und Mira sehr lieb. Aber ich konnte nicht anders. Ich wollte von den Anderen anerkannt werden. In meinem Beruf bekam ich viel Lob, viel mehr als jede Mutter dafür bekommt, wenn sie Kinder erzieht und den Haushalt führt.“

„Das kann ich jetzt gut verstehen, weil ich älter bin. Aber als ich klein war, hatte ich zwei dumme Träume, die immer wieder kamen und mich auch am Tag nicht losließen. Beim ersten habe ich geträumt, dass ich in der Nacht von einer Hexe in den Wald geholt und in ein Haus eingesperrt worden wäre. Das Haus wurde angebrannt, Mama, Papa und Mira verbrannten. Das war schrecklich. Der zweite Traum ging so: Wir sind im Zug wohin gefahren und wollten wieder zurück. Die Mama war schon im Zug, da ist er abgefahren und ich bin nicht mehr rein gekommen.“

Doro fängt wieder an zu weinen: „Das ist schlimm, sehr schlimm. Hast du auch heute noch Angst, verlassen zu werden?“

Marko erwidert: „Nein, Papa und Mama waren immer da, wenn ich Angst hatte. Heute bin ich sicher, dass sie sich nicht scheiden lassen oder weggehen.“

Ich lächle Mignon an: „Wir legen viel Wert auf ein enges und intensives Familienleben. Wir vertrauen uns alle gegenseitig und können über alles miteinander reden. Wir vier sind sehr anhänglich und gehen lieb miteinander um.“

Mignon ergänzt in gelassenem Ton: „Wir haben innerhalb der Familie immer mit offenen Karten gespielt und gesagt: Ihr habt zwei Mamas – eine, die euch geboren hat, und eine, die euch erzieht. Wir mussten oft erklären, warum du die Kinder und Robby verlassen hast. Es war für die Kinder schwer zu verstehen. Im Kindergarten und in der Schule haben wir nichts davon erzählt. Offiziell bin ich die Mutter der beiden. Dass ich nicht die leibliche Mutter bin, wissen nur wir vier, die Großeltern und der Kinderarzt.“

„Wir wollten auch immer wissen“, schaltet sich Mira ein, „ob es an uns lag, dass du weggegangen bist, und ob wir daran Schuld waren, weil wir so schwierige Kinder waren.“

Doro schüttelt den Kopf: „Nein, natürlich lag es überhaupt nicht an euch, weder an dir und deinem Bruder noch an Robby und Mignon. Ich fühlte mich einfach noch nicht erwachsen genug, um Mutter sein zu können. Ich wollte die ganze Welt kennenlernen und von der ganzen Welt anerkannt werden. Familie und Haushalt waren mir einfach zu wenig.“

„Für mich war das nicht so schlimm“, sagt Mira. „Ich hatte ja eine Mama und einen Papa und musste nicht wie viele Kinder in meiner Klasse und auch in Markos Klasse zwischen den Eltern pendeln, an einem Wochenende bei der Mama, am nächsten beim Papa. Das fände ich echt ätzend. Übrigens hatte ich auch mal einen Traum, in dem genau dieses Treffen hier vorkam. Wir saßen alle fünf zusammen am großen Tisch und es war Weihnachten.“

„Dieser Traum ist heute in Erfüllung gegangen“, grinse ich.

Mira lacht zurück: „Ach übrigens, Papa, weißt du schon, dass wir eine Schülerzeitschrift am KFG machen wollen? Da könntest du uns doch jetzt unterstützen.“

„Na klar, welcher Umfang, welche Auflage?“

Alle lachen bei so viel Tatendrang.

„Kann ich auch mitmachen?“, fragt Doro. „Ich kann nicht nur organisieren und unterrichten, sondern auch schreiben. Außerdem macht die GTZ eine Mitarbeiterzeitschrift und einen Internet-Auftritt, an denen ich mitarbeite. Wir brauchen da dringend professionelle Unterstützung.“

„Warum nicht? Bei mir ist jeder willkommen, der einen Auftrag mitbringt. Du, Doro, bringst die Gesellschaft für technische Zusammenarbeit, und du, Mira, das Kurfürst-Friedrich-Gymnasium. Es gibt

viel zu tun – fangt ihr schon mal an, ich bin nämlich für heute geschafft.“

Während ich die Kinder ins Bett bringe, führt Mignon Doro durchs Haus. „Jetzt ist schon gleich Mitternacht. Bleib doch bei uns. Ich gebe dir ein Nachthemd.“

„Ja, gern. Ihr habt ein großes Haus, einen großen Garten, zwei Kinder, einen Hund und zwei Kaninchen – ich beneide euch.“

Mignon und ich liegen schon im Bett, als es an unserer Schlafzimmertür klopft. Die Tür öffnet sich langsam und Doros Kopf erscheint im Türspalt.

„Darf ich stören?“

„Du störst doch nicht, komm rein“, sagen wir gleichzeitig.

„Ich muss euch jetzt einfach danken“, beginnt Doro. „Ich finde es toll, wie ihr lebt und wie sich die Kinder entwickelt haben. Ich bin euch dankbar dafür. Ich finde es klasse, dass ihr mir nicht böse seid, weil ich weggelaufen bin und meine Kinder verlassen habe, aber ein bisschen seid ihr ja selbst schuld an diesem ganzen Durcheinander. Wie lief das eigentlich damals genau ab? Ich habe immer noch nicht herausgefunden, ob es da nicht eine Vorgeschichte gab.“

„Es gab keine Vorgeschichte“, sagt Mignon. „Doro, komm zu uns ins Bett, dann erzähle ich dir, wie alles kam.“

Doro zögert einen Augenblick und als sie einen großen Schritt ins Zimmer macht, sehe ich, wie ihre großen Brüste im Seidennégligée hüpfen.

„Ja, heute ist es draußen verdammt kalt. Vielleicht fängt es bald an zu schneien. Weiße Dächer in Heidelberg – muss umwerfend romantisch sein.“

Ich betrachte Doro in ihrem schimmernden Nachthemd und versuche mir vorzustellen, wie sie darunter aussieht. Sie hat immer noch feste Brüste und ihre Brustwarzen stechen hervor. Ihr Bauch muss schlank und straff sein, denn er berührt den Stoff nicht. Mignons Schlafkleid reicht Doro nur bis knapp unter die Mulde ihrer Schenkel, da sie ein ganzes Stück größer ist als Mignon. Doros Beine ähneln denen jener Tennisspielerinnen, die in gewagten Röckchen um Punkt, Satz und Sieg kämpfen und dabei manchmal ganz schön stöhnen. Über dem Knie spielen wohl trainierte Muskeln, als Doro sich dem Bett nähert. Sie legt sich neben Mignon.

„Als ich Robby damals mit dir und dem kleinen Marko in unser Haus kommen sah, wusste ich sofort, dass er der Mann meines Lebens war. Groß, kräftig, mit einer geilen Haifischfrisur, so stolz und männlich, einfach der Typ, auf den ich so lange und so sehnlich gewartet hatte. Ich steckte damals in einer Alles-neu-Stimmung. Ich fühlte mich frei, voller Leben und voller Liebe. Ich traute mir alles zu. Außerdem war es heiß an diesem sonnigen Samstag im September und ich war noch heißer. Ich wollte Robby unbedingt haben.“

Doro weint. Mignon nimmt sie in den Arm und streichelt ihren Kopf. Doro erwidert ihre Umarmung und schluchzt: „Ich weiß noch genau, dass ich es war, die unbedingt nach Heidelberg fahren wollte, um ein Sofa zu kaufen, und dass ich es war, die danach noch die Stadt anschauen wollte. Das war gut so, wie es gekommen ist. Das Schicksal macht immer alles richtig. Ich fühlte mich damals überfordert und wollte raus aus der Familienfalle. Das hatte nichts mit Robby zu tun, sondern mit meiner Rolle als Mutter. Ich wollte keine Hausfrau sein. Daran ist unsere Liebe gescheitert. Aber ich mag euch beide wirklich gern.“

Mignon streicht die Tränen aus Doros Gesicht. Sie schmiegen ihre Wangen aneinander und schluchzen beide. Ich schaue zu ihnen hinüber und mein Blick fällt auf das Gemälde von Gustav Klimt mit den drei, nein sogar sieben Frauen unter goldfarbenen Laken, eingewickelt wie in Pralinenpapier, deren Leiber in- und übereinander liegen. Die Gesichter dieser gemalten Frauen scheinen so zart, so jung und so glücklich – auch ohne Mann, denke ich noch, bevor ich ins Reich der Träume abgleite. Ich träume von einer riesigen Frau, die mit geöffneten Schenkeln daliegt. Zwischen ihren Beinen fließt ein Fluss, auf dem wir in einem Boot flussaufwärts rudern, während wir rechts das Heidelberger Schloss betrachten.

„Wie steht’s jetzt eigentlich mit deiner Agentur?“ Doro schaut mich erwartungsvoll an, während ich gerade meinen Jogurt löffle.

„Das ist ein weites Feld“, sage ich knapp, denn ich hasse diese Ausfragerei – noch dazu am frühen Morgen.

„Na komm schon, ich wette, du hast einen Plan, willst ihn aber nicht an die große Glocke hängen“, hakt Doro nach.

„Wir haben dabei aber auch ein kleines Wörtchen mitzureden“, schaltet sich Mignon ein, „schließlich hängen wir vier allein von die-

nem beruflichen Erfolg ab. Deshalb wäre es mir lieber, du würdest dir eine neue Stelle suchen. Wir brauchen einfach ein festes Einkommen. Außerdem würde ich nicht gleich die ganze Abfindung auf einen Schlag ausgeben.“

„Kleines, wozu ist das verdammte Geld überhaupt da? Zum Ausgeben! Außerdem ist das doch eine bleibende Investition.“

„Aber die Lage ist total ungünstig“, sagt Mignon. „Das kannst du nie wieder verkaufen, schon gar nicht als Bürogebäude. Jeder Euro, den du da hinein steckst, ist vergeudet.“

„Okay, Mini, du hast Recht. Ich verstehe dich, aber mir kann es wieder einmal nicht schnell genug gehen. Ich will mich selbstständig machen. Ich will eine Agentur aufbauen. Dazu muss ich das Haus im Kirchheimer Feld wieder flott machen. Einige Kollegen haben schon signalisiert, dass sie mitmachen wollen. Und ich erwarte Aufträge von den Unternehmen, mit denen ich bisher schon gut zusammengearbeitet habe.“

„Wie soll die Agentur denn organisatorisch laufen? Bist du der Boss und wir deine Angestellten?“, fragt Doro.

Sie gefällt mir immer besser. Sie scheint richtig unternehmungslustig geworden zu sein. „Am liebsten wäre es mir, wir wären alle gleichberechtigt und würden uns gegenseitig unterstützen, ohne dabei unsere Unabhängigkeit und Freiheit einzubüßen.“

„Klingt ein bisschen nach Arbeitskommune“, grinst Doro.

„Genau. Über die Einzelheiten muss ich mir noch klar werden, aber viel wichtiger ist das Geschäftskonzept. Ich nenne es das Spiridon-Projekt. Spiridon war der Grieche, der die Botschaft vom Sieg von Marathon nach Athen brachte. Daraus mache ich den Claim SPIRIDON BRINGT IHRE BOTSCHAFT INS ZIEL.“

„Ist Spiridon nicht tot zusammen gebrochen, als er ankam?“, fragt Mignon erschrocken.

„Richtig. Genauso bis zum Umfallen werde auch ich für meine Kunden kämpfen. Spiridon steht für Durchhaltewillen bis zum Äußersten, vollen Einsatz für den Auftraggeber und volle Konzentration auf das wichtigste Ziel. Das gilt übrigens auch für meine sportlichen Ambitionen. Habe ich euch schon erzählt, dass ich einen Marathon laufen will?“

„Schatz, willst du nicht vielleicht erst mal mit dem Heidelberger Halbmarathon anfangen? Der ist heftig genug. In ein paar Monaten

findet er statt. Bis dahin hast du genug Zeit zu trainieren. Ich kenne übrigens einen guten Trainer: Stefan May, so ein blonder Hüne, der schon alle Marathons der Welt gelaufen ist. Er ist Trainer bei so einem Fitnessstudio, da kannst du ja mal hingehen.“

„Guter Tipp, am besten fange ich gleich mit dem Training an. Wollt ihr mitkommen?“

„Na klar“, rufen beide. „Wir können ja zu deiner Agentur laufen und den Hund gleich mitnehmen.“

Als die Agentur in Sichtweite kommt, sehen wir dort zwei Figuren stehen, eine große und eine kleine. Offensichtlich erwarten sie uns, denn sie winken uns freudig zu. Es ist Hanna Weiß, die Fotografin, die ich am Gewerkschaftsabend getroffen habe, mit ihrer wohl etwa neunjährigen Tochter. Hannah überragt uns alle mit ihren fast weiß blondierten Haaren, die hochgesteckt sind und bei jeder ihrer ruckartigen Kopfbewegungen durch die Luft schwingen, salatgurkengrüne Jeans, tomatenrotes T-Shirt – beides eng anliegend, stelle ich mit Entzücken fest.

Sie kommt gleich zur Sache: „Hallo Robby, du weißt doch noch, was wir bei unserem Treffen diskutiert haben. Kann ich mich deinem Projekt anschließen? Ich habe das Gefühl, ich arbeite nur für den Staat. Die Hälfte meiner Arbeit geht für Steuern und Abgaben drauf. Ich fühle mich wie ein Sklave. Ich will das alles nicht mehr mitmachen. Ich will frei leben und arbeiten, ohne die ganze Bürokratie.“

„Ja, darüber lässt sich reden. Ich glaube, wir sind da auf einer Wellenlänge. Komm, wir gehen rein!“, sage ich. Zu Mignon und Doro gewendet füge ich hinzu: „Ihr könnt ja noch ein bisschen joggen“.

„Weißt du, Robby, die Leute finden Geiz und Gier geil, sie wollen meine Fotos, aber mich nicht anständig dafür bezahlen. Ich will raus aus dieser Tauschgesellschaft, in der ich immer darauf achten muss, nicht übers Ohr gehauen zu werden. Ich habe das Gefühl, da werden doch nur scheinbar gleiche Dinge getauscht. Im Grunde beruht dieser Tausch auf Betrug. Der Gewinn des einen bedeutet nämlich einen Verlust für den anderen.“ Ihre blauen Augen funkeln.

„Das soll bei uns nicht so sein. In meiner Agentur herrschen Gemeinnutz und Großzügigkeit statt Profitgier und Geiz. Ich stelle mir das so vor: Wir schaffen intern den Tausch ab und mit ihm das Geld. Wir praktizieren ein anderes, ein menschlicheres Wirtschafts- und Zusammenleben. Bei uns gibt es keinen Markt, der nach Angebot und

Nachfrage funktioniert, sondern eine Gemeinschaft, in die sich jeder nach besten Kräften einbringt und alles bekommt, was er zum Leben braucht, frei von allen organisatorischen Zwängen und frei von Neid. Nach außen müssen wir natürlich allen Gesetzen genüge tun, also auch Steuern und Abgaben zahlen. Das erledige ich für alle und wir arbeiten und leben zusammen und sind uns alles in allem.“

„Wie in einer Familie“, wirft Hanna ein.

„Ja, aber nicht WIE in einer Familie, sondern wir SIND eine Familie, eine große Familie ohne Blutsbande, einfach Wahlverwandte. Mignon kocht mittags für uns alle Lasagne, Pizza oder Chili und der Kühlschrank ist immer gut gefüllt.“

Hanna lächelt ein wenig verlegen und blinzelt aufgeregt mit ihren Augen. „Robby, ich will weg von einer Welt, in der viele Leute nur deshalb keine Kinder bekommen, weil sie ihr Geld und ihre Zeit nicht mit jemandem teilen wollen. Diesen Leuten sind Selbstverwirklichung, Lebensgenuss und äußerlicher Erfolg wichtiger als Verantwortung und ein sinnvolles Leben.“

„Du hast Recht. Das beruht auf einem durch und durch zweckrationalen Denken und Handeln, auf dem Tauschprinzip in allen Lebensbereichen. Ökonomisch betrachtet bedeuten Kinder heute Aufwand ohne direkte Gegenleistung. Jeder versucht immer, möglichst viel zu bekommen und möglichst wenig dafür zu geben. Wir können aber ein Beispiel dafür geben, wie man ein gemeinschaftliches Leben ohne raffgieriges Verhalten lebt.“

„Allerdings gibt es da ein grundlegendes Problem“, gibt Hanna zu Bedenken. „Wie halten wir es mit der Faulheit? Jeder will doch seinen Aufwand möglichst gering halten, wie du gesagt hast. Wenn unser Modell für die ganze Gesellschaft gültig sein soll: Welches Anreizsystem stellt die Versorgung von Leuten sicher, die sich nicht selbst versorgen können und niemanden haben, der sich um sie kümmert? Wie viel soziales Verhalten kann man von freien Menschen verlangen? Wie viel muss jeder für sich und die Gemeinschaft leisten, um wie viel dafür zu bekommen?“

„Die Motivation zur Leistung kommt aus der Einsicht in die Notwendigkeit und aus dem Wunsch, eine kleine heile Welt zu schaffen“, erwidere ich. „Im Prinzip muss jeder fähig sein, für sich selbst zu sorgen, aber er muss nicht in ständiger Sorge leben, dass sich niemand um ihn kümmert, wenn er krank wird. Unser Slogan lautet:

Vertrauen und Verantwortung. Jeder engagiert sich, weil es ihm Spaß macht und weil er vom Sinn der Sache überzeugt ist. Gutes Einverständnis erspart Kontrollen und Strafen. Deshalb gibt es nur vier Gebote, die einzuhalten sind.“

Ich zeige ihr ein Plakat, das ich mal für mich gemacht habe:

- 1) Alle machen mit: Das Ganze funktioniert nur, wenn jeder seinen Beitrag leistet.
- 2) Alles gehört Allen: Niemand kann Besitzansprüche auf eine Sache anmelden und sie für sich reklamieren.
- 3) Jeder ist Vorbild: Man muss sich so verhalten, wie man selber möchte, dass man sich ihm gegenüber verhält.
- 4) Jeder ist verantwortlich: Wenn man etwas in Anspruch nimmt, muss man es pfleglich behandeln und danach sauber zurückgeben.

„Das klingt gut, aber hoffentlich funktioniert es auch.“

„Wir versuchen es einfach mal. Freiheit steigert die Kreativität und Kooperation senkt den Verwaltungsaufwand. Wenn es scheitert, ist das Bemühen immer noch besser als die hilflose Anpassung an jenen heute universalen Geist einer Praxis, die sich mit dem Bestehenden zufrieden gibt, ohne irgend noch darüber hinaus zu gehen, ohne zu bedenken, wie es besser gemacht werden könnte, eine Anpassung, die sich beschwichtigen und betrügen lässt. Heute machen es sich doch alle bequem, wohnen in komfortablen Wohnungen, lesen komfortable Knallblätter und glotzen von der komfortablen Couch aus irgendwelche bekloppten Seifenopern und Campabenteuer. Sei's drum – wenn du möchtest, kannst du mitmachen und mit deiner Tochter hier einziehen. Morgen früh um acht machen wir deinen Umzug.“

„Ich schaue dir gern bei der Arbeit zu, Tommy, jeder Handgriff sitzt“, sage ich zu meinem Bruder, der mir beim Renovieren hilft. Seine Muskeln spielen faszinierend, während er Schlitze in die Wand klopft, um neue Kabel zu verlegen. „Danke übrigens, dass du von Frankfurt hierher gekommen bist. Ich glaube, die Sache ist es wert.“

„Na klar doch, ich weiß schon: Arbeitskommune. Ich habe auch oft überlegt, ob ich so was Ähnliches machen soll, aber für mich bringt eine Kooperation mit Konkurrenten überhaupt nichts. Ich habe Lust zu arbeiten, richtig körperlich zu arbeiten und ich könnte nicht wie du den ganzen Tag vor dem Computer hocken und irgendwas koordinieren und organisieren. Das ist mir viel zu nervig.“

Er dreht dabei seine rechte Hand in der Luft, als wollte er mir winken, aber es ist wohl abwehrend gemeint. Seine Hand ist breit, sehnig und so rau und rissig wie ein alter Arbeitshandschuh.

„Wir wollen hier ein Modellprojekt aufziehen.“

„Mir reicht das, was am Abend bei meiner Arbeit herausgekommen ist. Ja gut, mehr Freiheit für Alle. Ich kann mir nicht vorstellen, ob das klappt mit einem Haufen Individualisten, die alle egoistisch sind und sich mit aller Lebenskraft nur für ihre eigenen Interessen einsetzen. Ich will jedenfalls nicht ausgenutzt werden. Ich bin kein Gutmensch bis zum eigenen Untergang – nicht etwa weil ich psychisch krank bin, sondern weil ich klar denken kann und meinen Stolz habe.“

„Wir arbeiten nicht gegen-, sondern füreinander. Du bist doch Elektriker, dann kennst du bestimmt folgenden Spruch: Das sicherste Maß jeder Kraft ist der Widerstand, den sie überwindet.“

„Ich traue dir zu, dass du das durchziehst, aber so ein Zusammenschluss erfordert wieder eine Menge Bürokratie und Abstimmung, vor allem beim Gewinnen von Kunden und Aufträgen und dann bei der Abrechnung und bei der Verteilung der Honorare. Besser ist es, jeder arbeitet für sich und rechnet für sich allein ab. Kooperation hat Vorteile, aber du brauchst vor allem Kunden, Punktum.“

„Okay, damit kann ich momentan nicht dienen, aber das kommt schon noch. Zurzeit liege ich in der sozialen Hängematte. Ich habe schließlich fast 15 Jahre lang in die Arbeitslosenversicherung eingezahlt und jetzt stehen mir zwei Jahre lang etwa 60 Prozent meines Nettogehalts zu.“

„Klingt ja super. Davon kann ich nur träumen. Wenn ich pleite gehe, muss ich gleich beim Sozialamt anklopfen.“

„Heute bekommst du Arbeitslosengeld II, weil du arbeitsfähig bist – egal, ob du was in die Kasse eingezahlt hast.“

Aufgeregt kommen Marko und Mira hereingestürmt. „Papa, Papa, wir brauchen ganz schnell deine Hilfe“, ruft Marko.

„Wir machen jetzt nämlich die Schülerzeitschrift“, ergänzt Mira, „und die muss am Freitag verteilt werden, weil da ein Gutschein für ein Konzert drin ist, das am Sonntag läuft.“

„Hoppla, da habt ihr aber ganz schön Stress.“

„Halb so wild. Die Texte sind alle schon im Computer und die Fotos auch. Du musst sie nur noch zusammenbasteln.“

„Nur noch zusammenbasteln“, wiederhole ich. „Und wie soll das Ganze aussehen?“

Marko holt ein Scribble aus seinem Rucksack. „Hier, das habe ich mir so vorgestellt.“

„Gut, das lege ich dir an und du lässt die Texte einfließen und stellst die Bilder dazwischen. Ich zeige dir, wie das geht. Dann kannst du es selbst machen.“

„Und ich schau zu und löse Marko ab, wenn er schlapp macht“, sagt Mira.

„Ja, und vergesst die Anzeigen nicht“, sage ich.

„Die sind ja fast das Wichtigste“, grinst Marko, „denn ohne die gibt es kein Geld. Das Heft kann sogar kostenlos verteilt werden. Die Anzeigen decken nämlich die gesamten Herstellungskosten. Wir haben welche von Banken, von Schreibwarenläden und von Cafés – was Schüler halt so brauchen.“

Ich klopfe ihm auf die Schulter: „Hey, du bist ja ein richtiger kleiner Manager. Finde ich toll.“

„So, die Leitungen sind jetzt wieder topfit“, sagt Tommy und packt seine Werkzeuge ein.

„Tommy, bleib doch über Nacht. Am Abend kommt eine Kollegin von Doro und berichtet über Brasilien. Bei uns herrscht dann zwar wieder einmal Vollversammlungsatmosphäre, aber das stört dich doch sicher nicht. Hanna kommt auch, sogar mit ihrer Tochter.“

Doros Freundin Paula ist vor kurzem aus Brasilien zurückgekehrt, wo sie in einem selbstverwalteten Betrieb gearbeitet hat, der nach dem Konkurs von den Arbeiterinnen und Arbeitern übernommen wurde. „Durch die neoliberale Globalisierung steigt in Brasilien die Arbeitslosigkeit“, sagt die große Brünette mit den Bubihaaren und blickt über ihre hellbraune Hornbrille. „Die Arbeitslosen antworten darauf mit solidarischer Ökonomie und organisieren kollektive Selbsthilfe. Dieser Arbeits- und Lebensstil, in dem Kooperation und Solidarität dem Wettbewerb aller gegeneinander vorgezogen wird, hat in Brasilien eine jahrzehntelange Tradition und ist in den Menschen tief verwurzelt. Sie verbinden individuelle Freiheit mit sozialer und wirtschaftlicher Sicherheit – kein Wunder“, betont Paula heftig, ihr rundes Sommersprossengesicht verkrampft sich und ihre Brüste, die den Kampf gegen die Schwerkraft bereits aufgegeben haben, springen mit ihr ein wenig hoch, „denn die Besitzverteilung ist äußerst ungleich: 20

Prozent der Bevölkerung besitzen 90 Prozent des Landes. Deshalb hilft es auch nichts, einfach nur Fische zu verteilen, sondern man muss den Leuten beibringen, selbst Fische zu fangen. Wir vermitteln ihnen die Erkenntnis, dass Arbeiter, die sich gemeinschaftlich organisieren, von sich aus ihr Elend überwinden können. Was haltet ihr davon?“

„Ich sehe das so“, sage ich, „stark vereinfacht gesagt, gibt es drei Wege, den westlichen, den östlichen und den südlichen. In Westeuropa und Nordamerika gibt es Privateigentum und deshalb wenige ganz Reiche und viele relativ Arme. In China und Russland gibt oder gab es Staatseigentum und alle bis auf die Staatsfunktionäre sind arm. In Afrika und Südamerika gibt es Stammeseigentum und alle sind elend arm. Wenn man es sich aussuchen könnte, würden wahrscheinlich alle das westliche Modell wählen, weil dabei immerhin die Chance besteht, reich zu werden oder wenigstens weniger arm als im Osten und im Süden.“

„Hey, Robby“, wirft Mignon ein, „das sind ja ganz neue Töne von dir. Bist du auf einmal zum Kapitalismus konvertiert?“

„Wer mit 20 kein Kommunist ist, hat kein Herz, und wer es mit 40 immer noch ist, hat kein Hirn“, lächle ich ihr zu, ohne diesen Spruch selbst so ganz zu glauben.

„Was bist du denn dann?“, fragt Doro erstaunt.

„Ich fühle mich als Aufklärer. Ich bin für persönliche Freiheit, größtmögliche Chancengleichheit und leistungsgerechte Aufteilung des Wohlstands.“

„Stimmt es, dass du mal über ein steuerfinanziertes Sozialsystem geschrieben hast?“, fragt Paula.

„Ja, das stimmt. Das Konzept meiner Diplomarbeit über die steuerfinanzierte Grundrente lautet: Alle über 65 – ob Arbeitnehmer, Beamter oder Selbstständiger – bekommen die Hälfte des durchschnittlichen Monatsnettoeinkommens aller Steuerzahler aus der Staatskasse gezahlt. Was die Rentner sonst noch ausgeben möchten, müssen sie vorher selbst angespart haben.“

„Das wäre die Gleichheit aller im Alter, das vorgezogene Paradies, dort gibt es auch weder arm noch reich“, sagt Doro.

„Wie hoch wäre denn diese Grundrente für alle?“, fragt Mignon.

„Ungefähr 1.200 Euro brutto im Monat. Für ein Ehepaar über 65 also 2.400 Euro im Monat. Davon gehen noch Krankenkassenbeiträge und Steuern ab, aber man kann schon ganz gut damit leben.“

„Allerdings würden dann die Arbeitnehmer stärker belastet als heute“, wendet Paula ein. „Derzeit zahlen Arbeitnehmer und Arbeitgeber jeweils die Hälfte der Beiträge in die Rentenkasse ein. Bei der Steuerfinanzierung müssten die Arbeitnehmer drei Viertel und die Arbeitgeber nur noch ein Viertel zahlen, weil die Unternehmenssteuern viel niedriger sind als die Einkommens- und Verbrauchssteuern. Wäre die Belastung für die Steuerzahler außerdem nicht ziemlich hoch?“

„Ja, aber das war nicht der Knackpunkt für die Theorie. Gescheitert wäre die Umsetzung am Beharrungsvermögen der Behörden und an der Lobbyarbeit der Interessensgruppen. Welcher Politiker und welche Partei traut sich schon, 75.000 Beamte der deutschen Rentenversicherung auf die Straße zu setzen und den Beamten ihre Pensionsansprüche auf eine Grundrente zu kürzen?“

„Ja, außerdem lautet in Deutschland die Devise: Warum einfach, wenn es auch kompliziert geht“, lacht Doro und alle lachen mit.

Frankfurt erscheint mir jetzt noch riesiger als in meiner seit zehn Jahren nicht aufgefrischten Erinnerung: viel mehr Wolkenkratzer und viel höhere. Ihre kantige Glätte und schlanke Wucht beeindruckt mich. Diese Überwältigung wirkt wohl deshalb so stark, weil ich in der Heidelberger Puppenstube und Pennäleratmosphäre à la Feuerzangenbowle schon tief verwurzelt bin. Die Kathedralen des Finanzkapitals dominieren den gotischen Dom, als sei er ein Spielzeug aus den Kindertagen der Zivilisation. Der Applaus der Menge rauscht mir entgegen wie die entfernte Brandung des Meeres. Erregung kribbelt in meinen Beinen, die von der Erde umso schwerer angezogen zu werden scheinen, je weiter ich laufe. Ich höre auf die Ruhe, die meinen Körper durchströmt. Er läuft rund und gleichmäßig, die Arme unterstützen kraftvoll den weiten Flug der raumgreifenden Schritte und ich fühle mich in diesen Hochhausschluchten geborgen – groß und stark, wie ich es immer sein wollte. Ja, natürlich, diese Giganten sollen auch Macht und Herrlichkeit ausstrahlen, doch wie kommt es, dass ich in mir diese Power spüre und mich nicht klein und mickrig fühle, winzig und verlassen, angesichts dieser Riesen? Fühlt sich eine Ameise auch so grandios, wenn sie sich von Menschen beobachtet fühlt?

Ich blicke auf meine Armbanduhr: Die ersten zehn Kilometer in 42 Minuten gelaufen, das ist viel zu schnell, aber auch kein Wunder: Die

Konkurrenz beflügelt mich und es ist schwer, nicht mit jedem, der einen überholt, mithalten zu wollen. Obwohl ich das Tempo gar nicht bewusst drosselte, lege ich die zweiten zehn Kilometer in 55 Minuten zurück. Ich muss also ein wenig verschärfen, um mein Zeitziel von dreieinhalb Stunden noch zu erreichen, doch meine Brust fühlt sich eingeschnürt an. Ich spüre einen stechenden Schmerz in der Herzgegend. Ist das Seitenstechen? Bin ich zu schnell losgelaufen? Sind meine Energievorräte jetzt schon aufgebraucht? Ich laufe gespannt auf die 30-Kilometer-Marke zu, denn etwa hier soll der berühmte Mann mit dem Hammer lauern. Die Schmerzen in meiner Brust steigern sich. Ich bekomme kaum noch Luft und scheine fast stehenzubleiben. Viele Läufer ziehen locker an mir vorbei. Plötzlich wird mir gleichzeitig schlecht, schwindlig und schwarz vor Augen. Das ist das Ende, denke ich. Dann breche ich wie vom Blitz getroffen zusammen.

Michael Santak

Kafka in der *Ruperta Carola*

Als Franz K. eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte, fand er sich nach H. versetzt. In der Strafkolonie unterhalb des Schlosses erwartete ihn eine Studentin.

„Gut, dass Sie endlich gekommen sind.“

„Ich wusste nicht, dass ich gerufen worden war“, entgegnete K.

„Sie wurden auch gar nicht gerufen, aber es ist gut, dass Sie jetzt da sind. Hier werden nämlich die Noten nicht richtig vergeben.“

„Noten sind auch nicht das Wichtigste am Studium. Schließlich lernen Sie fürs Leben. Denken Sie an die Lateiner.“

„Im Leben, das Sie hier meinen, im Berufsleben also, zählen weder Noten noch Wissen, sondern nur Beziehungen.“

„Wem sagen Sie das. Meine Aufgabe besteht aber darin, die Einhaltung aller Bestimmungen zu prüfen. Ich kenne keine Bestimmung, die Beziehungen verbietet. Anders verhält es sich mit den Noten. Darüber befindet eine Kommission, die dort oben sitzt.“ K. deutete auf das Schloss.

„Genau“, sagte die Studentin, „darum geht es mir gerade. Die Kommission legt die Note nämlich erst dann fest, wenn alle Prü-

fungen abgeschlossen sind. Zwischendurch erfahre ich nicht einmal die Note meiner Hausarbeit, geschweige denn später die Noten der schriftlichen Klausuren oder der mündlichen Prüfungen. Die Kommission sagt mir erst ganz zum Schluss, ob ich bestanden habe oder nicht. Ich habe kein Recht, die einzelnen Noten zu erfahren. Deshalb glaube ich, dass es gar keine Benotung gibt, sondern dass die Prüfungskommission allein nach dem Eindruck der mündlichen Prüfungen eine Note vergibt und Sie wissen wohl, wie es bei uns in diesen mündlichen Prüfungen zugeht. Fragen Sie mal meine Freundinnen!“

„Aber stellen Sie sich doch vor, die Kommission würde Ihnen sagen, Ihre Hausarbeit sei ungenügend. Dann würden Sie für die Klausuren und die mündlichen Prüfungen nicht mehr richtig lernen können. Wenn Sie dann durchfallen würden, könnten Sie die Kommission verklagen, weil sie Ihnen die Motivation zum Lernen genommen hat.“

„Aber wenn ich meine Einzelnoten nicht erfahre, ist mir die Motivation schon für die schriftlichen Arbeiten genommen, weil die ohnehin nicht zur Note zählen.“

„Warum bekümmern Sie sich eigentlich um Ihre Noten, wenn die doch gar keinen Einfluss auf Ihre Berufschancen haben?“

„Sie haben Recht. Die Note spielt für mein Leben eigentlich keine Rolle. Ich komme nämlich niemals aus dieser Strafkolonie heraus, egal welche Note ich bekomme. Die Note entscheidet lediglich darüber, ob ich im Maschinenraum eingesetzt oder auf der Streckbank angekettet werde. Das Ergebnis ist das gleiche.“

„Was bedeutet schon Leben? Auch das Sinnlose muss getan werden, weil es kein Entrinnen gibt. Dem Sinnlosen entrinnen zu wollen, ist sinnlos.“

„Aber der Professor meint, die Strafkolonie sei der Vorplatz zum Schloss. Alle, die das Leben hier durchstehen, kommen danach ins Schloss, heißt es.“

„Das scheint ihm nur so. Außerhalb des Sinnlosen ist das Nichts. Im Nichts gibt es kein Leben.“

„Da haben Sie wieder Recht, aber auch das ist mir gleich.“

Michael Santak

Rechtschaffene Rache

Was ich hier zu berichten habe, ereignete sich am Samstag, dem 24. Oktober 2005. Nach sechs Jahren hatte es endlich wieder einmal mit dem gemeinsamen Treffen von Christof, Thomas, Stefan und mir zum Heidelberger Herbst geklappt. Wir hatten uns in meiner Mansarde in der Mönchhofstraße getroffen und nach einem Begrüßungssekt machten wir uns auf den Weg zur Altstadt.

Auf der Neckarwiese herrschte reges Treiben und wir konnten der Versuchung nicht widerstehen, mit ein paar Jungs, die noch Mitspieler suchten, ein bisschen zu kicken. Wir waren ein eingespieltes Team, da wir uns seit dem Beginn unserer Gymnasialzeit kannten und schon viele Stunden zusammen Fußball gespielt hatten.

„Hey, das war ein Foul!“, rief ich, als mir einer der Kleinen heftig gegen das Schienbein trat.

„Hier gibt es doch keinen Schiedsrichter, also gibt es auch kein Foul. Stell dich nicht so an!“, entgegnete dieser.

Na gut, dachte ich, eine gewisse Härte gehört zum Fußballspiel dazu. Muss ich beim nächsten Mal eben besser aufpassen oder einfach schneller sein. Aber das war in meinem Alter nicht mehr so einfach.

Nach einer halben Stunde waren wir ausgepowert und wir gingen weiter zur Alten Brücke. Dort standen Trauben von Fotografen mit riesigen Objektiven. Altstadt und Schloss strahlten in der untergehenden Abendsonne. Wir quetschten uns durch die Menschen, die diesen grandiosen Anblick genossen. Wir hatten Durst und ich wollte mich ein wenig ausruhen nach den ungewohnten Strapazen des Spiels.

An der Heiliggeistkirche ertönte Ohren betäubende Musik, die in den engen Gassen widerhallte. Wir gingen zum Marktplatz, wo *The Wright Thing* melodiose Rockballaden spielte. Hier wollten wir uns niederlassen, doch es gab keinen freien Platz. Halb gestoßen, halb von selbst gelangten wir auf den Kornmarkt, wo es zwar einen Bier- und einen Weinstand und sogar Flammkuchen und Quiche gab, aber eine aufgedrehte Combo altmodische Schnulzen zum Besten gab. *Ganz Paris träumt von der Liebe* – na, das passte ja hier in Heidelberg.

„Ich hole vier Bier und zwei von euch holen Flammkuchen für uns, einer muss die Plätze freihalten“, sagte ich, nachdem endlich ein paar Leute aufgestanden waren.

Ich ging zum Bierstand, wo es Radeberger Pils für zwei Euro und Schwarzbier für drei Euro gab. Ich entschied mich für Pils.

„Zwanzig Euro“, sagte die Frau am Ausschank.

„Warum zwanzig Euro? Vier Bier kosten doch nur acht Euro.“

„Pfand.“

Ich jonglierte jeweils zwei Gläser in einer Hand durch die Reihen und teilte das Bier aus.

„Was hat der Flammkuchen gekostet?“, fragte ich.

„Fünf Euro plus zwei Euro Brettspfand.“

Jeder zahlte sieben Euro.

Wir unterhielten uns so gut es ging inmitten der Schunkelstimmung, die von der Oldtimerband immer wieder mächtig angeheizt wurde. In der einbrechenden Dämmerung wurde uns kühl und wir beschlossen weiterzugehen. Christof brachte die Holzbrettchen und ich die Biergläser zurück.

Wieder anstehen.

„Hier muss man sich vordrängeln, sonst kommt man nicht zum Zug“, empfahl mir ein Mann, der neben mir stand, mit einem Augenzwinkern.

Das war gar nicht meine Art, aber ich sah ein, dass es sein musste.

Endlich konnte ich die Gläser zurückgeben. Der Mann am Ausschank gab mir vier Zwei-Euro-Münzen.

„Hey, ich habe zwölf Euro Pfand bezahlt!“

„Das kann nicht sein. Das Pfand kostet zwei Euro.“

„Doch, bei der Frau da drüben.“

„Dann musst du das mit ihr ausmachen.“

„Hey, hallo, kommen Sie bitte mal her.“

„Wer, ich? Was ist los?“

„Sie haben mir zwölf Euro Pfand abgeknöpft und jetzt soll ich nur acht Euro zurückbekommen.“

„Das kann nicht sein. Das Pfand kostet zwei Euro.“

„Ich habe vier Bier geholt und Sie haben zwanzig Euro verlangt. Ich habe Ihnen 50 Euro gegeben und hier sind die 30 Euro Wechselgeld.“

„Da könnte ja jeder kommen.“

Wutentbrannt zog ich ab.

Ich hatte vorhin zwei grün uniformierte Polizisten gesehen. Die wollte ich zu Hilfe holen. Ich winkte meine Kumpels zu mir und erzählte ihnen diese Unverschämtheit. Zusammen mit den Polizisten gingen wir zum Bierstand zurück.

Die Polizisten versuchten den Streit zu schlichten, doch sie erreichten nicht mehr Entgegenkommen, als dass die Bierleute jetzt an die Tafel schreiben mussten, wie hoch das Pfand war.

„Sie können nicht beweisen, wie viel Pfand Sie bezahlt haben“, sagte einer von ihnen. „Also steht Aussage gegen Aussage. Da können wir nichts machen. Außerdem haben Sie eine Alkoholfahne. Das vermindert Ihre Glaubwürdigkeit.“

Mir sackte das Blut in den Bauch und ich konnte nichts mehr sagen. Wie betäubt zogen wir weiter.

„Verdammt noch mal, das lass' ich mir nicht gefallen“, sagte ich laut und mein Blut schoss in meinen Kopf zurück. „Vier Euro sind nicht viel Geld, aber ich lass' mich nicht gern übers Ohr hauen.“

„Was können wir machen?“, fragte Christof.

„Am liebsten würde ich denen ihre Biergläser an den Kopf werfen.“

„Ja, genau“, sagte Stefan. „Wir sind zu viert. Wir schlagen den ganzen Laden zu Klump.“

„Leute, hört auf mit dem Mist. Damit muss man einfach leben“, sagte Thomas, doch die anderen waren nicht mehr zu bremsen.

„Wer sich nicht wehrt, lebt verkehrt. Wenigstens eine kleine Stinkbombe sollten wir denen reinschmeißen.“

„Nein, wir warten, bis die schließen und dann holen wir uns die Kasse.“

„Hey, wir schließen die Bierleitung ans Spülwasser an.“

„Oder wir stellen überall Schilder auf: *Freibier bei Radeberger*.“

„Hier guckt mal!“, sagte ich und deutete auf einen Notstromkasten.

„Wir reißen die Kabel raus, dann fließt bei denen kein Saft mehr.“

„Das schaffst du nicht so leicht, Michael. Da brauchst du eine richtige Beißzange oder eine große Handschere“, sagte Christof. „Ich hab' solche Werkzeuge bei mir im Keller.“

Jetzt gab es für uns kein Halten mehr. Doch wehe, wehe, wenn ich auf das Ende sehe. Am nächsten Tag titelte die *Rhein-Neckar-Zeitung*: „Randale auf *Herbst* – Vier Verdächtige verhaftet“.



Michael Santak

Thomas Mann im *Ritter*

23. Januar 1912: Ankunft in Heidelberg zur Lesung aus *Königliche Hoheit*. Einkehr im Hotel *Zum Ritter*, dem ältesten Haus am Platze. Würdige Begrüßung durch den Inhaber, einem kunstsinnigen, ernsthaften Mann. Heinrich wohnte hier im April des Vorjahres, wie er sagt. Dem Kammerdiener mit den leuchtenden Augen großmütig eine Mark zugesteckt, wofür er sich artig bedankt. Sein gar nicht so scheues, weiches Lächeln macht mich stolz. Trägt unsere Koffer bis aufs Zimmer. Solch einen Obolus gebe ich gern, trotz meiner ererbten Kaufmannsmentalität. Kommt meist mehrfach zurück. Wenn sich erst herumgesprachen hat, dass ich in Heidelberg weile, werden die Menschen Schlange stehen, um sich eines meiner Werke von mir signieren zu lassen. Zum Abendessen Parterre, großes Gewölbe, herrschaftlich. Ein Spiegel offenbart, wie die Kellner miteinander tuscheln. Sie deuten auf mich. Fühle mich geschmeichelt. Nach dem Mahl in Spengler.

Aus heftigen Träumen erwacht, an den Schreibtisch gesetzt. K. schlüpft aus den Federn, wohl vom Licht angelockt. Sie riecht ein wenig wie ein Neugeborenes. Küsse ihr die Käseschmiere vom Mund und schicke sie zurück ins warme Nest. Blicke aus dem Fenster. Eine Frau tritt aus dem Schutz der Kirche, spricht einen Vorbeieilenden an, dieser schüttelt nachdenklich den Kopf. Wende mich angeekelt ab, erniedrigender Handel. Sie fühlt sich ausgeliefert, denke ich. Sie sucht Halt bei Gott. Und das in dieser kulturvollen Stadt, in der Stadt des Geistes, der ich mich innerlich so sehr verbunden fühle. Schauge erneut aus dem Fenster. Plötzlich Schnee, alles ganz weiß, ein paar Studenten, offenbar kneipenselig, bewerfen sich mit Schneebällen. Sanfter Schall, heller Schein: Die Welt wirkt leicht verwandelt. Fühle mich geborgen wie in Kindertagen. Habe mir meine Empfindsamkeit bewahrt, die Distanz zu den Anderen, das Nachdenkliche und Fragende des Naiven im Sinne Schillers. Staunen und Spiel, aber auch Lernen und Arbeiten, Breite und Tiefe gehören zu meiner Person und zu meinem Werk. Das zeigt sich auch im Jonglieren: immer für das Kommende bereit sein, eine Sache weiter und weiter treiben, im Fluss halten und dabei nicht über die Motorik nachdenken, und alles bei höchster Aufmerksamkeit, Ausdauer und Geschicklichkeit. Schon früh

liebte ich es, kleine Zauberkunststücke vorzuführen und die Zuschauer zu verblüffen oder an Fasching mit einer Maske die anderen zu erschrecken. Verstellungs- und Schauspielkunst eignet jeder Art von Kunst. Erinnere die Lach- und Schreikrämpfe, die ich einst im Münchener Karneval hervorrief: Maske eines Vollidioten mit schielenden Augen, verbogener Nase, wulstigen Lippen, Pferdezähnen und Affenstirn unter wirren Haarbüscheln, im Kontrast dazu ein vorbildlicher Frack, modische Lackstiefel, weiße Glacéhandschuhe und ein Chapeau claque. Vor dem Spiegel geübt, den Kopf schief zu halten und langsam mit einem Glacéfingerring in der Nase zu bohren, um plötzlich mit glucksendem Kichern den Klapphut herausknallen zu lassen. Die Leute lallten nur noch so vor Lachen, rangen nach Atem und baten um Zugabe. Kolossaler Spaß und äußerste Zerreißprobe für meine Selbstbeherrschung.

24. Januar 1912: Frühstück auf dem Zimmer, zwei Stunden intensiv am *Tod in Venedig*, mittags Empfang bei Oberbürgermeister Karl Wilckens, Führung durch das verschneite Schloss. Wilckens empfand mich als verschlossen, was daran liegen mag, dass meine persönliche Mitteilbarkeit abnahm, seit ich mich symbolisch in Kunstwerken äußere. Seither führe ich ein repräsentatives Dasein, ähnlich einem Fürsten. Wohl durch den steilen Aufstieg zum Schloss erlitt K. einen Schwächeanfall. Sie muss die mir so liebe Begleitung der Vortrags-tournee, die mich bis nach Bremen führen soll, abbrechen. Am Abend Lesung aus *Königliche Hoheit*, *Schwere Stunde* und anderem. Dieses vernünftige Märchen der *K. H.* ist populär und macht dem Publikum Freude. Lese das Gespräch des unwissenden Prinzen mit der kleinen „Schwester“, die er gefunden, und mit der er den Ausweg aus der Hoheit ins Leben geht. Das Ganze gilt ja als Faschingspaß, seit ich das Buch im ersten Waschzettel als „epischen Scherz“ bezeichnete. Lustspiel liegt derzeit in der Luft. Alle Welt versucht sich daran, warum nicht auch ich? Zumal neben den populären Elementen die artistischen nicht zu kurz kommen. Im Grunde ist diese Hofgeschichte eine poetische Allegorie auf den Kampf zwischen Kunst und Leben und die erste literarische Frucht meines neuen Lebensstandes in Ehe und Ehre. Sie steht für die Abgründe der repräsentativen Lebensform, zu der ich mich gedrängt fühle. Sehe die Notwendigkeit, mein aristokratisch-melancholisches Bewusstsein mit den Forderungen des Ge-

meinsinns und des Demokratischen zu vereinbaren. Zum Abschluss *Schwere Stunde* vorgetragen. Kleine Skizze aus dem heroischen Leben des Dichters, die ich vor sieben Jahren zum hundertsten Todestag Schillers für den *Simplicissimus* schrieb. Dieses Stimmungsbild, das den kranken Dichter in seinem Arbeitszimmer im Ringen mit dem *Wallenstein* zeigt, ist mir immer lieb geblieben, weil es die einsamen Nöte aller Kreativen kund tut.

Evelyn Schäffer

Rosenrot

Die ganze vergangene Woche hindurch lag der Frühling in den sanften Strahlen der Luft, aber gestern begrüßte uns der Wochenanfang grau in grau. Gestern, an einem Montag, fuhren meine Tochter und ich nach Heidelberg in die chirurgische Klinik im Neuenheimer Feld. Das Wetter war sich wohl noch nicht schlüssig, was es von diesem Tag halten sollte.

Auf unserer Fahrt durch das Neckartal lag die Sonne hinter dicht gewebten Schleiern verborgen. Ab der Schlierbacher Knochenmühle begann ein schmieriges Nieseln, ab dem Karlstor-Bahnhof klatschten grauplige Regengüsse aus fetten Wolken – so heftig, dass wir nur im Schneckentempo die Straße am Neckar entlang rollen konnten.

Währenddessen bombardierte mich meine Kleine mit Fragen rund um ihre nächsten Tage im Krankenhaus: „Mama, was gibt es zu essen? Haben wir einen eigenen Fernseher? Und ein eigenes Zimmer?“

Den Eingriff am nächsten Tag erwähnte sie mit keinem Wort, ließ auch keine Angst erkennen.

Auf der Ernst-Walz-Brücke überquerten wir schaumkronig aufgewühltes, wirbelndes Wasser, bevor wir nach links auf das Klinikgelände abbogen und wunderbarerweise sofort einen Parkplatz fanden. In der Patientenaufnahme wurden wir von einer freundlichen älteren Dame empfangen. Ihr Lächeln setzte sich auf den Gesichtern der Kinderstationsschwestern fort. Im obersten Stockwerk wartete ein Zimmer ganz für uns allein. Die Tür war zur Hälfte verglast, das große Fenster gleich daneben von einem Vorhang bedeckt. Der Raum war

fröhlich bunt, sehr warm und bevor wir unseren Koffer auspackten, genossen wir die Aussicht auf den Neckar und die Häuser, die er unterstrich.

Langweilig wurde uns nicht, es folgten Untersuchungen durch die Fachärzte und den Anästhesisten. Alles sah gut aus für die kleine OP am nächsten Morgen, das Einlegen der Braunüle in den Handrücken war schwupp-di-wupp erledigt. Den Nachmittag hatten wir dann ganz für uns, erkundeten die Station und ihr Spielzimmer. Papa und Bruder kamen zu Besuch mit dem Versprechen, beim nächsten Mal ein Tapferkeitsgeschenk mitzubringen. Draußen auf dem Flur untersuchte unser Sohn das Teeangebot und verriet mir flüsternd, dass sie den ersehnten Walkman für ihre Bibi-Blocksberg-Kassetten bekommen wird. Zum Abendessen waren wir wieder allein, spielten *Mensch ärgere dich nicht*, eine Runde Gameboy und ich las aus *Urmel aus dem Eis* vor.

Heute Morgen ist mein Mann wieder da, unsere Tochter ist die Nummer eins auf dem Operationsplan. Ihr Bruder wird den Tag bei Oma und Opa verbringen. Die kleine Maus in dem riesigen weißen Bett hat schon ihren Scheiß-egal-Saft bekommen und kichert vor sich hin: „Papi, ich kann dich gar nicht richtig sehen.“. Ihre blonden Haare sind vollkommen unter einem zartgrünen, spinnwebdünnen Häubchen verschwunden.

Gestern erklärte uns der Anästhesist: Wenn alles gut läuft, sehen wir sie nach 45 Minuten wieder. Heute macht er uns lächelnd noch einmal Mut auf unserem Weg hinter dem Bett her, hin zum Aufzug. Wir küssen ihr kleines weiches Gesichtchen ein letztes Mal, dann verschwindet sie nach einer Tür, durch die wir nicht folgen dürfen. Tränen kitzeln hinter den Augen, wir machen uns eine Dreiviertelstunde Mut. Auf den Punkt genau kommt eine Schwester mit der Nachricht, dass wir nun zu ihr dürfen.

Wir steigen in den Fahrstuhl nach unten, voll dummer Witze in unserer Erleichterung. Als die Tür endlich zur Seite zischt, steht der Anästhesist vor uns. Ich könnte ihn küssen vor Freude. Er ist nicht viel größer als ich und so schweben seine braunen Augen direkt vor meinen, als er „Es ist nicht alles in Ordnung“ sagt. „Ihre Tochter hatte Schwierigkeiten spontan ohne Beatmungsschlauch weiter zu atmen.“

Seine Worte schlagen mir ungeschützt in den Magen. Ohne würgen zu müssen, überrollt mich ein heftiger Brechreiz, ich greife nach der eiskalten Hand meines Mannes. Die Gestalt vor uns dreht ab und wir folgen ergeben in einen weiteren Gang. Ohne Vorwarnung bleibt er stehen, so dass wir fast gegen ihn prallen. Auf dem gefliesten Boden schwimmt in einem rosenroten See eine geplatze Blutkonserve. Mein Brechreiz wird stärker. Ich frage, ob sie bei Bewusstsein ist, er sagt nur „Ja“. Vor der Schleuse zum Aufwachraum erfahren wir, dass wir nicht zusammen hinein dürfen, mein Mann lässt mir den Vortritt in die Kleiderkammer. Ich will mich nicht von ihm trennen, habe Angst, ohne ihn ohnmächtig zu werden, zu fallen, fallen, fallen ...

Zittrig kämpfe ich mit dem viel zu großen Mantel, irgendjemand ist so barmherzig, mich in ihn hinein zu wickeln. Meine Füße stocken, ich tauche langsam in das Piepen, Fiepen, Rattern der Geräte ein. Kann sie in dem Aufleuchten unzähliger Lämpchen, Kurven, Zahlen und scheinbar friedlich schlafenden Gestalten nicht ausmachen, da sie hinter einem Schirm versteckt liegt.

Mein kleines Mädchen. Der weiße Kittel ist ihr von der linken Schulter gerutscht, ihre vorhin noch so weichen Haare sind nun strähnig feucht aus dem Gesicht geschoben. Ich streichle ihre Hand. „Mein Mäuschen, Mami ist da, alles ist gut, wach doch auf, Papi kommt auch gleich.“ Ich verliere jegliches Zeitgefühl, will nicht aufhören, ihre Haut zu spüren, starre auf den Monitor über ihrem Bett.

Plötzlich öffnet sie ihre Augen, verdreht sie, bäumt sich auf, setzt sich fast gerade hin, keucht, schnappt nach Luft, verkrampft sich. Ein kreischendes Summen füllt meine Ohren, der Monitor zeigt drei Nulllinien. Ruckzuck stehen eins, zwei, drei Schwestern und Ärzte da. Wo kommt mein Mann auf einmal her? Meine Finger krallen sich in seinen Ärmel. In meinem Kopf nur noch ein Gedanke: „Lieber Gott, ich kann nicht zusehen, wie mein Kind stirbt. Lieber Gott, ich kann nicht zusehen, wie mein Kind stirbt.“ Schrecklich, dieser metallische Geschmack in meinem Mund.

„Es war nur ein Krampf. Es ist alles in Ordnung. Keine Lebensgefahr. Ihrer Tochter geht es gut.“ Mindestens drei Mal muss mir der Arzt diese Worte wiederholen, bis ich sie ihm glaube. Mein Kind, ich habe gedacht, dass es stirbt und ich schäme mich so für meinen Gedanken.

Der Arzt hat Recht, es geht ihr wirklich zusehends besser und wir lassen uns nicht mehr los, bis sie ganz wach ist. Wollen sie, uns, nur noch halten, streicheln, küssen. Zum Glück genesen Kinder schnell und sie hat keine Erinnerungen an das, was geschah.

Nur meine Scham, die bleibt als rosenrot schillernder See tief in meiner Seele versteckt.

Elke Seiler

Sie kam und blieb

Als ich an diesem Vormittag die Tür öffnete, war es nicht der Briefträger. Nicht sein freundlich vertrautes und doch gleichgültiges Gesicht, nicht er, den ich, wenn überhaupt, am ehesten erwartet hätte. Ein Paar stand vor der Tür, ein etwa fünfjähriger Junge lümmelte im Türrahmen. Sie waren mir fremd. Der Mann, er war klein und dicklich, ich schätzte ihn Mitte 40. „Stock, Hermann Stock.“ Er streckte mir seine Hand hin. Ich nahm sie, warm und teigig war sie. Aus mir unerfindlichen Gründen schwitzte er. „Wir haben die Wohnung drüben im Erdgeschoss gekauft. Sie verstehen.“ Er lächelte breit.

„Oh“, sagte ich, ich verstand nur zu gut. Herr Stock lächelte noch immer und sah mich dabei unentwegt an. Er schien auf Worte zu warten. Sie kamen nicht, was sollte ich auch sagen, ihn beglückwünschen oder gar mein Entsetzen bekunden. Unmöglich. Es entstand eine Pause, bis Herr Stock schließlich seine Frau vorstellte. Elvira Stock lächelte kunstvoll unter einer Schicht dezent aufgetragenen Make-ups. Ich lächelte zurück, kurz, ein wenig verzerrt, wie mir schien. Herrn Stock schien das zu irritieren, er schaute von einem zum anderen, von seiner Frau zu mir und wieder zurück. Das Kind lächelte blöde. Irgendwann raffte ich mich auf und sagte „Na dann, auf gute Nachbarschaft“.

Als sie gegangen, ihre Schritte endlich verhallt waren, lehnte ich meinen Kopf an die Wand im Flur. Sie war glatt und kühl, ich war erhitzt und auch ein wenig erschöpft, mein Atem ging schnell. Und plötzlich waren diese Bilder wieder da, drängten sich unaufhaltsam in mein Bewusstsein wie ein reißender Fluss, so als hätten sie lange gewartet, so als könnten sie es kaum erwarten. Damals, als ich aus den

Weihnachtsferien nach Hause gekommen war, an diesem kalten, eisigen, verschneiten Januarnachmittag. Auch damals hatte es geklingelt. Es war meine Nachbarin gewesen, in der einen Hand einen Katzenkorb, in der anderen einen Brief. Mein Gott, was war geschehen?

Ich nahm Meike sofort aus dem Korb. Ihr Miauen war kläglich, ich versuchte sie zu streicheln, doch sie entwich, sprang aufs Fensterbrett. Dort saß sie, schaute über die Straße und den Zaun bis hinein in den Garten. Ein kleiner Vorgarten, in den nur einige wenige Treppenstufen führten, vor großen geschlossenen, weißen Flügeltüren und Fenstern, vor einem in die Jahre gekommenen Jugendstilhaus. Immer in die gleiche Richtung ging ihr Blick, mit winzigen gelben Punkten gesprenkelte grüne Katzenaugen, geheimnisvoll und abwartend.

Ich setzte mich in die Küche, faltete das Blatt Papier auseinander, sah auf die pinkfarbene Tinte, die unregelmäßig geschwungene Schrift mit den bauchigen Os und As. Und ich stellte mir vor, das Papier sei nichts weiter als Papier, eines mit Schrift darauf und nicht mehr, ohne Mitteilung, ohne Einfluss auf das, was geschah. Ich hätte mich so gerne entzogen, einfach weggeschaut, die Buchstaben ganz weit von mir weggeschoben. Warum nur habe ich das Blatt nicht einfach zerknüllt? Ich hätte das tun müssen.

Liebe Martina, wir sind gestern ausgezogen. Es ging nicht mehr länger. Es ist aus und vorbei. Nicht nur, weil Peter den Job verlor. Ich bin bei Freunden in Paris, vielleicht kann ich dort besser Fuß fassen. Wir dachten, du könntest Meike so lange nehmen, bis wir wissen, wie es weitergeht. Sie mag dich sehr, du weißt das. Es umarmt dich Linda.

Ich sah auf die Wand, diese weiße, durch und durch weiße Wand, die meinen Blick ignorierte, ihn wieder zurückwarf, so als hätte ich ihn ihr niemals zugeworfen. Das Leben war entschlüpft, lautlos und unerwartet. Und ich wusste nicht einmal, ob das schlimm war, wirklich schlimm. Es war ja nicht sicher, ob es überhaupt das Leben gewesen war oder nicht doch nur eine Vision, eine, für die es eines Tages Akteure gegeben hatte. Zufällig, auf der anderen Straßenseite, zum Greifen nahe. Ich stellte mich hinter Meike ans Fenster, schaute wie sie hinüber in den Garten, zu den Flügeltüren, die verschlossen und dunkel waren.

Im Sommer vor zwei Jahren waren Peter und Linda nach Heidelberg gezogen. Die Fenster meiner Wohnung waren an diesem

Nachmittag weit geöffnet, ich konnte die Gaisbergstraße riechen und schmecken, ich konnte sie hören. Über Mittag war es so heiß, dass die Luft zu flimmern begann. Ich saß am Schreibtisch und arbeitete, als der Laster einer Umzugsspedition auf der anderen Straßenseite hielt. Mir fiel das Nummernschild sofort auf: ein B, dem nichts folgte. Und ich dachte für einen Moment an letztes Frühjahr, als ich in Berlin einen Freund besuchte, meinen Freund, obwohl ich es selten wage, ihn so zu nennen. Ich dachte an unsere langen Gespräche, die immer öfter darum kreisten, ob das wirklich alles war. Unsere Beziehung, so wie wir sie einmal vereinbart hatten, auf die wir lange stolz gewesen waren, diese Freiheit, dieses dem anderen nichts schuldig sein. Aber auch diese Kälte, die kam und blieb, von der wir zu Anfang freilich nichts geahnt hatten.

Ich ließ mich ein auf die gewohnten Bilder, auf diesen Film, von dem ich selbst nicht wusste, wie oft ich ihn bereits gesehen hatte, während draußen auf der Straße einfach alles weiter ging, die Katzen um die Häuser strichen, Fahrräder, Autos und Fußgänger passierten, umgezogen wurde. Auch das waren Bilder, andere, aber eben auch Bilder, von Menschen, die nochmals von vorne angingen, in einer neuen Behausung, an einem anderen Ort. Meine zukünftigen Nachbarn. Eine rot gelockte kleine Frau, ein schlanker, dunkelhaariger Mann. Sie schleppten, Stunde um Stunde, Bücherkisten und Kram, alte Spiegel, Wäschekörbe mit Hüten, eine von Lindas Leidenschaften, wie ich später erfahren sollte. Möbel hatten sie nur wenige, Bretter, die sich wahrscheinlich irgendwann zu Bücherregalen, einem Bett, einem Schrank zusammenbauen ließen, einen alten Tisch, Stühle, ein Sofa. Und dann war da noch diese Katze, eine durch und durch schwarze, die mindestens doppelt so oft hin und her lief und schnuppernd ihr neues Terrain erkundete.

Für mich war das alles nah und doch irgendwie fern. Ich schaute und hätte nicht sagen können, warum und wie lange. Die Zeit verging, ohne dass ich mich überhaupt wahr genommen hätte, stetig, im Sekunden- und Minutentakt. Erst als Peter und Linda versuchten, das Sofa anzuheben und es sogleich wieder absetzen mussten, wurde ich eingeholt von dem, was sich wohl am ehesten mit Realität beschreiben ließe. Jetzt erst fragte ich, was schon vor Stunden hätte gefragt werden müssen. „Kann ich helfen?“ Und plötzlich schämte ich mich, einfach nur am Fenster gestanden zu haben, eine unbeteiligte Zuschauerin,

eine, die nichts etwas angeht. Die immer diese Wand zwischen sich und den anderen hat. Linda schaute hoch, entdeckte mich am Fenster und antwortete „Klar kannst du helfen“. Sie strahlte. Und ich, ich war erleichtert, dass sie nicht bemerkt zu haben schien, wie ich sie und Peter den ganzen Nachmittag beobachtet hatte. Ich verlor keine Zeit, lief rasch hinunter, hinüber, fast rannte ich, so als wollte ich eine vertane Gelegenheit ungeschehen machen.

Noch am selben Nachmittag, dem ersten gemeinsamen, erfuhr ich fast alles über Peter und Linda. Und von Anfang an war es, als könne ich ein Stück von mir an ihnen beobachten. Als sei ihr Leben ein Hauch von meinem, eine Möglichkeit von vielen, die Möglichkeit.

Linda hatte an der Kunsthochschule in Berlin studiert und arbeitete als freischaffende Malerin. Von Heidelberg hatte sie keine genaue Vorstellung, war extrem optimistisch, wie ich damals fand. Sie glaubte, sich auch hier problemlos in die Szene einfinden zu können. Auf die Idee, dass es in Kleinstädten wie Heidelberg, Mannheim und Ludwigshafen eine mit Berlin vergleichbare Kunstszene überhaupt nicht geben würde, schien sie nicht zu kommen. Peter war anders als Linda, nicht das Gegenteil, nein, auch er interessierte sich für Kunst und Philosophie, machte es jedoch nicht zu seinem Beruf. Er arbeitete in einem Softwareunternehmen, das ihn von Berlin nach Heidelberg versetzt hatte. Linda war mitgegangen, sie war ja frei, konnte im Grunde genommen überall arbeiten. Dachte sie.

Das alles erzählten sie mir, zwischen Sofa schleppen, Pizza essen und Wein trinken. Obwohl wir an diesem ersten Abend buchstäblich im Chaos saßen, zwischen Kisten und unordentlich abgestelltem Kram, war es eigentlich genauso wie später, an den unzähligen Abenden, die folgten. Die Worte sprudelten, ein Thema ergab das nächste, die Sympathie war von Anfang an da. Das Vertrauen noch nicht, das kam erst später. Ich glaube, es war, als Freunde aus Berlin da waren, als wir bis nachts um vier Uhr redeten und dann Roman Polanskis *Pianist* schauten. Ich glaube, es war, als Linda plötzlich betrunken auf mich zuwankte, als wir uns in den Armen lagen wie kleine Kinder.

Von diesem Moment an gehörten wir zusammen, zwei Seelen und doch eine. In diesen beiden Sommern, als wir draußen im Garten saßen, auf den Treppenstufen, Cellomusik hörten und rauchten. Auch in den beiden Wintern, als wir bei Schnee über den Gaisberg hinunter in die Altstadt liefen, die Abende Zeitung lesend im Café Burghardt

verbrachten oder zu Hause bei Kerzenschein Rilke rezitierten. Ich habe damals nicht nachgedacht. Es war, wie es war und es war gut so. Eine Art Trunkenheit, eine Art besinnungsloser Rausch. Vielleicht war es das.

Erst später begann ich darüber nachzudenken. Als alles weg war, es nur noch Meike gab. Manchmal kam sie schon morgens laut miauend ins Schlafzimmer, hüpfte auf mein Bett, riss mich aus dem Schlaf, bittend, auf klägliche Weise fordernd. Ich stand dann auf, trat ans Fenster, nahm sie auf den Arm, ich mochte den Kontrast ihres schwarzen Fells auf meinem weißen Nachthemd. Sie war dann immer ganz aufgeregt und ich musste beruhigend auf sie einsprechen, sie kraulen, so lange, bis ihr Atem ruhig wurde.

Meistens nahm ich sie mit mir zurück ins Bett, legte sie auf meinen Bauch und döste ein. Zehn, fünfzehn Minuten, vielleicht eine halbe Stunde. Beim Aufwachen spürte ich Meike sofort, ihr Körper, kalt und schwer, erstarrt. Eine gefrorene Katze auf meinem Bauch, die Vorstellung gruselte mich so sehr, dass ich manchmal einen leisen Schrei ausstieß. Meike schreckte dann hoch, sprang mit einem Satz auf den Boden, verschwand unter dem Bett. Doch sie kam immer wieder hervor. Und sie blieb, so wie sie Wochen zuvor gekommen war.

Eines Morgens wachte ich spät auf, kaum zwei Wochen nach dem Besuch der Stocks waren vergangen. Ich verharrte unter der Bettdecke, auch als ich schon lange nicht mehr müde war. Als ich endlich aufstand und aus dem Fenster sah, wusste ich, warum. Die weißen Flügeltüren des Hauses auf der anderen Straßenseite waren geöffnet. Davor stand ein großer Umzugswagen. Zwei kräftige Männer einer Umzugsspedition trugen gerade Teile einer Schrankwand ins Haus. Elvira Stock stand auf der Treppe, sie trug ein rosa Kostüm. Sie war schön und schlank und irgendwie leblos.

Eliska Suchankova

Die Mannheimer Schule

Es ist 13 Uhr. Heute Nachmittag habe ich noch nichts vor, denke ich und gehe zum Bismarckplatz. In der Hand halte ich einen leckeren Kuchen und genieße die Schönheit der alten Gebäude. Ich gehe sehr langsam. Schritt für Schritt. Da kommt die Straßenbahn 5 R – Rundfahrt nach Mannheim. Wie wäre es mit Mannheim? Ich liebe doch Musik und Geschichte und diese Stadt gehörte im 18. Jahrhundert zu den bedeutendsten Kulturzentren Europas. Ich möchte etwas über die Mannheimer Schule herausfinden. Ich steige ein. Der Wagen ist sauber, aber ziemlich voll.

Nach ein paar Minuten stehe ich in der Mannheimer Bahnhofshalle und suche ein Infozentrum. Vor der Halle? Danke. Ja, ja, ich sehe es schon. Guten Tag, grüße ich zwei Damen. Hier ist ein Stadtplan, hier sind Fotos historischer Denkmäler, aber wo steht etwas über die Mannheimer Schule geschrieben? Ich muss fragen.

„Entschuldigung, ich suche etwas über die Mannheimer Schule.“

„Welche Schule meinen Sie? Hier gibt es viele Schulen.“

„Die Mannheimer Schule ist für Musiker eine sehr wichtige Periode. Im 18. Jahrhundert war die Mannheimer Hofkapelle eine der berühmtesten und fortschrittlichsten Orchester Europas. Johann Wenzel Anton Stamitz gründete die Mannheimer Schule.“

„Ach so, Sie meinen die die Musikakademie. Sie müssen mit der Straßenbahn ...“

„Nein, ich meine die Mannheimer Schule im 18. Jahrhundert.“

„Ich verstehe Sie nicht“, sagt die Frau. „Ich lebe hier fast mein ganzes Leben lang, aber davon habe ich noch nichts gehört. Sie müssen sich irren.“

Das 18. Jahrhundert scheint für diese Dame die Urzeit zu sein.

„Okay“, sage ich. „Gibt es hier eine Statue von Johann Stamitz?“

„Stamitz? Nein, ich kenne ihn nicht.“

„Und Brad Pitt kennen Sie?“

„Ja, er gehört auch zur Mannheimer Schule?“

„Nein, leider nicht.“

„Aber ich gebe Ihnen dieses Blatt. Hier steht etwas über das kulturelle Leben in Mannheim geschrieben.“

„Danke und auf Wiedersehen.“

Besser wäre es, auf Nimmerwiedersehen zu sagen. Ich bin sehr traurig. Entschuldigung, mein lieber Johann Stamitz, du gehörtest zu den besten Geigenvirtuosen deiner Zeit, unter deiner Leitung wurde das Mannheimer Hoforchester zu einem der größten Ensembles des 18. Jahrhunderts. Du, mein Landsmann aus Böhmen, kamst nach Mannheim im Jahre 1741, im Jahre 1743 wurdest du zum Ersten Hofviolinisten, 1745 bekamst du den Titel Konzertmeister und 1750 wurdest du Musikdirektor. Du widmetest dieser Stadt die beste Zeit deines Lebens und die besten Musikideen, die wir in deinen zahlreichen Werken hören können. Es tut mir sehr, sehr leid, dass diese Dame nichts von dir weiß. Aber ärgere dich nicht über sie, bitte.

Die Mannheimer Schule war eine wichtige Epoche für die Entwicklung der instrumentalen Musik. Und ich bin jetzt in Mannheim und möchte mehr darüber wissen, als ich in verschiedenen Büchern finden kann. Was soll ich jetzt machen? Ich lese dieses Infoblatt. Aber was ist das? Aha, ich bin doch Ausländer und sie sprechen nur Englisch, nicht wahr? Dieses Blatt ist in Englisch. Das ist aber kein Problem für mich, Gott sei Dank.

Ich erinnere mich, dass Johann Stamitz für Kurfürst Carl Theodor arbeitete und im Schloss lebte. Ich gehe zum Schloss, aber mit der Straßenbahn geht es schneller. Ich bereite meinen Notizblock vor und nach ein paar Minuten steige ich aus. Aber was ist hier los? Überall stehen Gerüste und auf der großen Tabelle heißt es: „Das Schloss wird renoviert und wird im Jahre 2007 wiedergeöffnet.“ Vor dem Schlosstor endet mein Versuch, etwas über Johann Stamitz und die Mannheimer Schule zu finden. Schade. Mein Fotoapparat liegt in meinem Rucksack und mein Notizblock bleibt leer. Ich bin müde und traurig.

Aber im Jahre 2007 komme ich zurück und werde meine Suche fortsetzen. Johann arbeitete doch für Carl Theodor. Hier muss eine Erinnerung an ihn zu finden sein. Also, tschüss bis 2007.

Edith Zeile

Am Fuße des Heiligenbergs

Als ich mit 17 Jahren, auf der Scheffelterrasse stehend, durch die grauen Regenschleier hinunter auf die Stadt blickte, war ich zutiefst enttäuscht. Der Sturm zerzauste mein Haar und riss mir den Regenschirm aus den klammen Händen. Über das weiße Geländer hinweg stürzte er in die Tiefe. So abgrundtief war auch meine Enttäuschung am ersten Tag in der schönsten Stadt Deutschlands, die bereitwillig ein paar Umsiedler nach den Wirren der Nachkriegszeit in ihre Mauern aufgenommen hatte.

Wie seltsam das Leben mit Worten und Orten spielt! In Nuss-Berg geboren, einem idyllischen kleinen Dorf in Polen, nach Brom-Berg gezogen, im letzten Kriegsjahr in den Westen geflüchtet, nach vielem Hin und Her schließlich in Heidel-Berg am Fuße des Heiligen-Bergs gelandet.

Nach dem Willen meiner Mutter sollte ich studieren. Die junge Kriegerwitwe wollte aus ihren Kindern etwas machen. Das hatte die Generation, die die Gräueltaten des Naziregimes, den Verlust der Heimat, die menschlichen und materiellen Entbehrungen überlebt hatte, übrig behalten: einen unbändigen Lebens- und Gestaltungswillen.

Es war die Zeit der Wunder: nach dem deutschen Fräuleinwunder das Wirtschaftswunder, die Auferstehung Deutschlands aus den Trümmern. Auch diese völlig unzerstörte Stadt war eine Art Wunder. Aber damals konnte ich das noch nicht sehen. Sie lag fremd und grau zu meinen Füßen – wie meine Zukunft, schien es mir.

Wenn ich heute, am Fenster stehend, sehe, wie der Vollmond zwischen den Bergen hängt, wie sich ein doppelter Regenbogen über den Neckar spannt, wie die untergehende Sonne ab 17 Uhr das Schloss und die Häuser am Hang des Königsstuhls in weißgoldenes Licht taucht, wenn ich das Leben auf dem Fluss beobachte, die weiße Flotte mit dem bunten Touristenvölkchen, die Kommandos der Ruderer sonntags zwischen Glockengeläut zu mir ins Zimmer dringen, wenn dreimal im Jahr das Schloss gegenüber erglüht und danach farbige Lichtkaskaden vom Himmel herabregnen, begleitet vom bei-

fälligen Geraune und Gemurmel eines unsichtbaren Publikums – dann weiß ich, dass ich an jenem verregneten Tag nach Hause gekommen bin.

Immer wieder – nach dem Besuch der Hölderlinschule, wo eine Nichte des ersten großen, in der westlichen Völkergemeinschaft um Vertrauen ringenden Kanzlers Adenauer mich in die Sphären der Trigonometrie einführte, nach dem Studium der Anglistik bei dem weltberühmten, aber von uns Studenten gefürchteten Linguisten Hermann Flasdieck, nach der Emigration in die USA, Ausdruck meiner Unfähigkeit, mich mit der letzten Phase deutscher Geschichte auszusöhnen, nach meiner Ehe-Exkursion ins schwäbische Ländle – immer wieder kam ich nach Heidelberg zurück.

Zunächst um meine Lehrtätigkeit an der Universität fortzusetzen. Am Institut für Deutsch als Fremdsprachenphilologie wurden ausländische Studenten ausgebildet. Auch sie hatten von der Schönheit der Stadt gehört, von der ehrwürdigen alten Universität, sie verloren ihr Herz, gingen und kamen wieder. Die Liebe zu dieser Stadt verband uns, die Liebe zu dieser wunderschönen Sprache Deutsch und den in dieser Sprache geschriebenen Werken.

Später waren es private Gründe, die mich endgültig nach Heidelberg zurückkehren ließen. Meine Tochter war mit einer unheilbaren Krankheit zur Welt gekommen. Eine Weile lebten wir in der Ebene im Pfaffengrund, später, als wollte ich ihr die Welt zu Füßen legen, zogen wir auf den Büchsenackerhang in Ziegelhausen. Hier wohnten nicht weit entfernt von uns der Philosoph Hans-Georg Gadamer und die Witwe des expressionistischen Malers Franz Marc. Im Stift Neuburg holten wir uns Forellen, besorgten uns Efeupflanzen aus der Klostergärtnerei und besuchten – Höhepunkt des Jahres – die wunderschönen Konzerte von Peter Schumann in der kleinen Klosterkirche.

Wer weiß schon in unserer den Tod ausklammernden Gesellschaft, dass auf der sanft gewölbten Kuppe des Büchsenackers einer der schönsten Friedhöfe Heidelbergs zu finden ist. Im Sommer ist er ein flammendes Blumenmeer, im Herbst lassen Kinder gleich nebenan auf der Wiese ihre farbenprächtigen Drachen steigen. Hans-Georg Gadamer hat hier seine letzte Ruhestätte gefunden. Die beiden Menschen, die mein Leben am meisten geprägt haben und mit denen mich

die tiefste Liebe verband, meine Mutter und meine Tochter, liegen auch hier. Wenn man den Friedhof verlässt, kann man unten im Tal die Stadt sehen, so winzig, so unwesentlich. Hier oben ist Friede, Licht und Klarheit.

Aber noch wohne ich am Fuße des Heiligenbergs, am nördlichen Neckarufer, staune, wie viel Zeit die jungen Leute auf den Neckarwiesen verbummeln, beobachte die ewig hungrigen Enten und Schwäne, die wenigen Mütter mit ihren Babys, die Jogger und Walker, die der ewigen Jugend hinterherhecheln.

Am südlichen Neckarufer geht es eher strenger zu. Zwischen den beiden Brücken reiht sich eine Bildungseinrichtung an die andere: das Kurfürst-Friedrich-Gymnasium, die Stadthalle, der Marstallhof, die Heuscheuer, Gebäude, die die Universität schon seit langer Zeit in Beschlag genommen und umfunktioniert hat. Vier Kirchen sehe ich von meiner Terrasse aus, die Providenzkirche mit dem hohen barocken Glockenturm in der Hauptstraße, die Peterskirche mit ihrem schönen schlanken Turm, um 1400 von Kurfürst Ruprecht III. zur Universitätskirche erklärt, die Jesuitenkirche und die breitleibige Heiliggeistkirche, in deren Vorgängerbau am 18. Oktober 1386 die feierliche Eröffnung der Universität stattfand. Auch sie buhlen um die Seelen der vielen jungen Leute aus aller Herren Länder, die die engen Gassen bevölkern und das Mysterium des Lebens zu entziffern versuchen. Jeder auf seine ganz individuelle unnachahmliche Weise. Heidelberg – lebenswerte Kleinstadt mit ihren heimeligen eingemeindeten Dörfern und Weltstadt zugleich, geprägt vom Geist der Universität und ihrem kosmopolitischen Auftrag.

Hätte das heimatlose junge Mädchen, das enttäuscht auf die graue Stadt zu ihren Füßen heruntersah, wissen können, dass es nach Hause gekommen war? Nein, es musste erst um die halbe Welt reisen, nach Amerika im Westen und Indien im Osten, um zu erkennen, wo seine zweite Heimat war: mitten im Herzen Heidelbergs, am Fuße des Heiligenbergs, gegenüber vom Schloss. Die Sehnsucht, die Kompassnadel der Liebe, zeigte überall in diese Richtung.

ESSAYS+++ESSAYS+++ESSAYS+++ESSAYS+++

Thomas Demele

Heidelberg als Mensch betrachtet

Wie der einzelne Mensch als ein dreigliedriges Wesen angeschaut werden kann, mit einem Kopfbereich, einem Herz-Lungen-Bereich und einem Stoffwechsel-Gliedmaßen-Bereich, so kann auch die Stadt Heidelberg von ihrer geografischen Lage und geschichtlichen Entwicklung her als ein Mensch angeschaut werden.

Im Osten erscheint zwischen den Bergen eingebettet als erstes der Kopfbereich mit dem Intelligenzimpuls, der zur Universitätsgründung führt, das Hinterhaupt träumend, schauend dem Heiligenberg, dem Geistigen zugewandt, das Vorderhaupt wach der Sinneswelt (Altstadt, Schloss, Königstuhl) zugetan, oberhalb des Hauptes im hierarchischen Bereich das Stift Neuburg, im dämonischen der Wolfsbrunnen. Im Kopfbereich wird Heidelberg geboren, da steht die Jungfrau mit dem Kinde, da wird im Erwachsenenalter um den lebendigen Geist gerungen, zum Beispiel im Rudolf-Steiner-Haus.

In der Mitte Heidelbergs, zwischen Ernst-Walz-Brücke und Theodor-Heuss-Brücke, in Neuenheim, Bergheim und der Weststadt, da atmet die Stadt. Der Neckarstrand zeigt sich als die grüne Lunge, voller Leben. Hier geht es um das Mitmenschsein, hier legten die Römer ihre Impulse für Heidelberg, Impulse der Gleichheit von Mensch und Mensch, aber auch der Menschenwürde und Menschenrechte jedes einzelnen Bürgers. Der Justizbereich liegt passenderweise in diesem Drittel von Heidelberg. Das alte Klinikum hat hier seinen Ort als Ort des Heilerimpulses, aber auch das Thermalbad und nördlich des Neckars das Michael-Therapeutikum. Neuenheim und die Weststadt wiederum sind beliebte Wohn- und Lebensgebiete. Von der Mitte aus weist der linke Arm mit der linken Hand nach Norden, nach Handschuhsheim, der stärkere rechte Arm breitet sich mit einer großen rechten Hand nach Süden Richtung Rohrbach und seine angrenzenden Stadtteile aus. In diesem Bereich der rechten Hand finden wir schon einen Übergang zum Stoffwechsel-Gliedmaßen-Bereich, zum Arbeitsimpuls.

Dieser Stoffwechsel-Gliedmaßen-Bereich, in dem sich das Wirtschaftsleben am meisten geltend macht, ist der jüngste Bereich Heidelbergs. Nördlich des Neckars gehören die Neuen Kliniken, ein Sportzentrum, ein großes Freibad und der Zoo dazu. Wie sieht eine Medizin aus, die sich am Wirtschaftsleben orientiert? Was für ein Sport wird getrieben, wenn es um die Gliedmaßen und Muskeln geht? Demgegenüber befindet sich südlich des Neckars tatsächlich viel originäres Arbeits- und Wirtschaftsleben, allerdings auch ein großes Reha-Zentrum, das die Menschen wieder fit machen soll für das Arbeitsleben. Und passend zum Stoffwechselbereich gibt es in Wieblingen und an der Speyerer Straße zwei große Müllanlagen. Die Wohnbereiche Wieblingen und Pfaffengrund sind mit ihren vielen Klein- und Schrebergärten zugleich noch häusliche, familiäre Arbeitsbereiche.

Kann eine Stadt sich nicht dann am gesündesten entwickeln, wenn jedem dieser drei Bereiche, dem Geistesleben, dem Rechtsleben und dem Wirtschaftsleben sein Raum gegeben wird? Das Geistesleben möchte sich bis ins Schulwesen und religiöse Leben hinein frei entfalten können, gefördert von einzelnen Menschen und Menschengemeinschaften. Das Rechtsleben fragt nach gleichen Möglichkeiten und Rechten auch im politischen Miteinander einer Stadt, ohne dass Einzelne oder Firmen des Geldes wegen Sonderrechte bekommen. Das Wirtschaftsleben möchte sich in größtmöglicher Arbeitsteilung und dadurch in einer objektiven Brüderlichkeit ausbilden, ergänzt durch die subjektive Brüderlichkeit der Einzelnen und Gemeinschaften.

Rudi Dorsch

Der Bettelvogt von Heidelberg

Auch in Heidelberg, der Stadt an Ehren reich, gibt es Nichtsesshafte, Obdachlose und Bettler. Ihre Anzahl schätzt man auf 120 Personen, darunter auch Frauen, Tendenz bei letzteren steigend. Die meisten sind erst dreißig bis vierzig Jahre alt. Das Leben hat sie, wie man so sagt, aus der Bahn geworfen: Jugendsünden, kein Schulabschluss, abgebrochene Lehre, Arbeitslosigkeit und Alkoholsucht, Drogenmiss-

brauch, Diebstahl, Gefängnis – das sind die häufigsten Ursachen des Abstiegs.

Im 18. Jahrhundert waren es vor allem die verheerenden Missernten, die Kriege, die Zunahme der landlosen Bevölkerung, das aufkommende Manufakturwesen und der Ausschluss durch Zünfte und Bruderschaften, die in die Armut führten. Zur Armut kommt wie heute die Repression und die Ausgrenzung aus der Gesellschaft. Heute werden Bettler und Stadtreicher eher geduldet als früher, wo man sie für rechtlos erklärte, in die Arbeitshäuser verbannte und zur Arbeit zwang. „Dass der Bettel durchaus nicht zu dulden und dass die Polizei, welche ihn duldet, eine schlechte ist, wird allgemein anerkannt“, schreibt der liberale Carl von Rotteck 1845 in seinem bekannten Staatslexikon. Den Bettel betrachtete man als eine Form des Müßiggangs, der schließlich zu Betrug, Gaunerei und Diebstahl führe.

Der Bettelvogt ist eine Ballade aus *Des Knaben Wunderhorn*, einem Standardwerk der Romantik, das die von Achim von Arnim und Clemens Brentano gesammelten alten deutschen Lieder enthält. Ob dieses vagantenhaft-lyrische Lied ein altes Heidelberger Lied ist, das ihnen mündlich überliefert wurde, sei dahingestellt. Es schildert die Liebesepisode zwischen dem fremden Bettler und der schönen jungen Frau des Bettelvogts. Der Bettelvogt war gewissermaßen der Polizist der Landstreicher, der zur „Abhalt und Vertreibung der sich einfindenden Bettleren und andern Gesindels betreffend“ von der Obrigkeit eingesetzt und „zu dessen Erkennung ein blauer Rock“ verliehen wurde, heißt es noch in einer kurpfälzischen Zentordnung aus dem Jahre 1738. Der schikanöse und bösertige Bettelvogt musste seine Frau aus Eifersucht derart misshandelt haben, dass er schließlich an Stelle des armen Bettlers gehängt wurde.

Ich war noch so jung und war doch schon arm,
Kein Geld hat ich gar nicht, dass Gott sich erbarm,
So nahm ich meinen Stab und meinen Bettelsack,
Und pfiß das Vaterunser den lieben langen Tag.

Und als ich kam vor Heidelberg hinan,
Da packten mich die Bettelvögte gleich hinten und vorne an;
Der eine packt mich hinten, der andre packt mich vorn;
Ei, ihr verfluchter Bettelvogt, so lasst mich ungeschorn.

Und als ich kam vors Bettelvogt sein Haus,
Da schaut der alte Spitzbub zum Fenster heraus,
Ich dreh mich gleich herum und seh nach seiner Frau:
Ei, du verfluchter Bettelvogt, wie schön ist deine Frau.

Der Bettelvogt, den fasst einen grimmen Zorn,
Er lässt mich ja sitzen im tiefen tiefen Turm,
Im tiefen tiefen Turm bei Wasser und bei Brot,
Ei, du verfluchter Bettelvogt, krieg du die schwerste Not!
Und wenn der Bettelvogt gestorben erst ist,

Man sollt ihn nicht begraben wie'nen andern Christ,
Lebendig ihn begraben bei Wasser und bei Brot,
Wie mich der alte Bettelvogt begraben ohne Not.

Ihr Brüder seid nun lustig, der Bettelvogt ist tot,
Er hängt schon im Galgen ganz schwer und voller Not,
In der verwichenen Woch am Dienstag um halber neun.
Da haben sie'n gehangen in Galgen fest hinein.

Er hätt die schöne Frau beinahe umgebracht,
Weil sie mich armen Lumpen freundlich angelacht.
In der vergangenen Woch, da sah er noch hinaus,
Und heut bin ich bei ihr in seinem Haus.

Der städtische Galgen stand auf *Chur Pfaltz Herren Guth* an der Kreuzung von Römerstraße und Franz-Knauff-Straße. Der ursprünglich von den Römern angelegte Weg, ehemals als Galgenweg bezeichnet, erhielt erst um 1877 den gefälligeren Namen Römerstraße. Als schimpflichste Todesstrafe galt die Hinrichtung durch den Strang. Die Gerippe der Erhängten blieben hängen, bis sie von selbst herunterfielen. Sie sollten den Lebenden eine Mahnung sein. Die letzte öffentliche Hinrichtung in Heidelberg erfolgte 1847. Es war die Beckenbachin, die ihren Mann vergiftet hatte und durch das zweihändige Schwert ihr Verbrechen büßte.

Rudi Dorsch

Der Ritter und die steinerne Braut

Unter den Heidelberger Hotels und Restaurants ist das *Haus zum Ritter* das bekannteste und traditionsreichste. 1705 wird das Haus erstmals als *Gasthaus zum Ritter St. Georgen* urkundlich genannt. Dreihundert Jahre Gasthof- und Hoteltradition weist es aus. In jedem Reiseführer zu Heidelberg wird es als Touristenattraktion erwähnt.

Seinen Namen erhielt das Hotel wegen der geharnischten Ritterbüste, die den gleichseitigen Dreiecksgiebel abschließt. Einen ästhetischen Blick auf die Fassade hat der Tourist aus der Haspelgasse, wo er sie in der ganzen Pracht sieht und der mächtige Turm der Heiliggeistkirche die zierliche Ornamentik des roten Sandsteins stark kontrastiert. Mehr als vierhundert Jahre blickt diese kunstvolle Fassade in das Leben der Stadt.

Der *Ritter* ist nicht nur Heidelbergs ältester Gasthof, er ist das einzige Gebäude, das den lodernden Fackeln des Sonnenkönigs in den Jahren 1689 und 1693 nicht zum Opfer fiel. Offenbar hat Venus als unbesiegbare Göttin, die dort unter den Fenstern in Versalien in den Stein geschrieben wurde, den Wunsch des Bauherrn erfüllt und ihre schützende Hand bei den verheerenden Brandschatzungen über das Haus gehalten. Erbauer dieses Hauses mit seiner einzigartigen Renaissancefassade aus dem Jahre 1592 ist der aus Tournay geflohene Hugenotte Charles Belier. Das Schicksal der Tuchhändlerfamilie ist in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Ein Grabstein an der Peterskirche berichtet aus dem 17. Jahrhundert, dass ein Sohn als „fürnehmer Bürger“ hier lebte und Nachkommen der Familie offenbar die Heidelberger Familie Widder ist.

Kunst, Literatur und Geschichte haben sich im *Ritter* aufs engste verwoben. In der Literatur wird die Familie Belier und das Haus von Adolf Hausrath in dem historischen Roman *Klytia* zum Schauplatz einer Liebesgeschichte des Baumeisters Felice Laurenzano und Klytia, der Tochter des Leibmedicus des Kurfürsten. Hintergrund sind die konfessionellen Auseinandersetzungen im 16. Jahrhundert. Der eigentliche *Ritter-Roman* ist das kulturgeschichtliche Zeitgemälde *Unter der harten Hand* von Ernestine Diethoff. Sie schildert den Untergang der Familie Belier, die sie mit der Tragik des Orléansschen Erbfolge-

kriegs verknüpft. Im Roman *Das Klosterkind* von Carl Schäfer spielt ein Kapitel des Buches im *Ritter*.

Friedrich Blaul, der bekannte Pfälzer Pfarrer, studierte von 1828 bis 1832 in Heidelberg Theologie. Neben seinem berühmten Pfalzbuch *Träume und Schäume vom Rhein* schrieb er auch die Novelle *Die steinerne Braut oder der neue Pygmalion*, eine bitter-süße Romanze aus dem Studentenleben. Er erzählt dort die seltsame Begebenheit seines Kommilitonen Roman während seines Heidelberger Studiums. Sein Freund Roman, der den hübschesten Heidelberger Mädchen kaum eine Aufmerksamkeit schenkte, schwärmte von einer außergewöhnlichen Schönen. Immer wieder von seinen Freunden wegen der Schönen gehänselt, gibt er ihnen zur Antwort, die Schöne sei die in Stein gemeißelte Tochter des Herrn Belier an der Giebelseite des Hauses. Die erstaunten Freunde reizte seine sonderbare Idee von der im Stein Umschwärmten und sie baten ihn, seine steinerne Braut wenigstens einmal zu küssen. Um Mitternacht kam er ihrer Aufforderung mit einem lauten Kuss nach. Doch beim Vorbeistreichen an den Fenstern des Erkers erblickte er im schwach erleuchteten Zimmer eine wunderschöne traurige Frau, die ihrerseits über sein bleiches Gesicht sehr erschrak und glaubte, ihren erst vor wenigen Wochen verstorbenen Ehemann erblickt zu haben. Beide waren seit jener Nacht von ihren Gesichtern sehr betroffen und seelisch aufgewühlt. Die junge Frau ergriff die Flucht und verließ noch am frühen Morgen des 13. August 1830 die Stadt. Roman fand nach diesem nächtlichen Geschehen keinen ruhigen Augenblick mehr, da die verführerisch schöne Traumgestalt seine Welt veränderte. Er war wie verwandelt. Nach Abschluss seines Studiums trieb er sich ziellos in der Welt umher. Der Zufall wollte es, dass sich die junge Witwe und Roman trafen. Sie fanden ihre Seelenruhe wieder, heirateten und wurden glücklich. Romans steinerne Braut war durch seinen Kuss lebendig geworden.

Charakteristisches Merkmal der Hausfassade des *Ritter* sind die rechtwinkligen Erker im ersten und zweiten Obergeschoss. Die Brüstungsfelder zeigen einen Ritter im Harnisch, eine Edeldame mit Falken und die Wappentiere, steigende Widder, die französisch Belier heißen. Die Fensterbrüstungsfelder im zweiten Obergeschoss zeigen die Brustbilder vom Bauherrn, Carolus Belier, und seiner Gemahlin, Francina Soriau. Im linken Erker sieht man deren redende Wappen mit Widder und goldenen Fischen. Die Brüstungsfelder des untersten

Giebelgeschosses sind mit den Köpfen merowingischer Könige geschmückt. Im Mittelfeld der Fassade ist das Wort des Psalmisten zu lesen: Si Jehova non aedificat domum, frustra laborant aedificantes eam (wenn der Herr nicht das Haus baut, so arbeiten umsonst, die daran bauen). Persta Invicta Venus (bleibe stets unbesiegt Venus) und Soli Deo Gloria (allein Gott die Ehre). Den Abschluss des Giebels krönt die Büste eines Ritters mit Helm und Busch. Von 1694 bis 1703 hielt der Stadtrat im Ritter seine Sitzungen, weil Mélac 1693 das alte Rathaus in Schutt und Asche legte. Der Stadtrat tagte im *Rittersaal* des ersten Obergeschosses.

Gisela Hofmann

Dem Mythos so nah

Dem Mythos Heidelberg begegnen wir Gästeführer auf Schritt und Tritt, besonders bei unseren Themenführungen, die wir seit zehn Jahren Heidelbergern und auswärtigen Gästen anbieten. Dieser Mythos tritt uns an den verschiedensten Orten in vielfältiger Gestalt entgegen.

Beginnen wir unsere Spurensuche auf dem Platz vor der gotischen Peterskirche. Hier sind wir umgeben von Heidelberger Geist und Geistern: Grabdenkmäler aus vier Jahrhunderten an der Kirchengaußenwand und im Gotteshaus erinnern an bedeutende Bürger der Stadt und Professoren der Universität. Auf einem Epitaph lesen wir „...dem Gedenken von Olympia Fulvia Morata ... sie starb auf fremdem Boden im Jahr des Heils 1555 im neunundzwanzigsten Jahr ihres Alters ... und ist hier beigesetzt.“ Olympia Fulvia Morata war eine der gebildetsten Frauen ihrer Zeit.

Geistesgrößen auch in der nahen Plöck. Man könnte diese Straße ebenfalls *Philosophenweg* nennen. Hier wohnte 1816 bis 1818 Georg Friedrich Wilhelm Hegel, Philosoph an der erneuerten Universität. Er pries in seinen Briefen die Heidelberger Gegend als „lachend, romantisch und fruchtbar“ und das Klima als „wohltuend“ für die ganze Familie. Kuno Fischer, Professor für Philosophie und „akademischer Kathederfürst“, hatte seine Wohnung viele Jahrzehnte später in Hegels Haus, und ganz in der Nähe, Plöck Nr. 66, erster Stock, empfing der Philosoph Karl Jaspers in den zwanziger und dreißiger

Jahren des vorigen Jahrhunderts seine Studenten. Karl Jaspers schrieb über den Heidelberger Geist: „Manche, nur vorübergehend hier, sind Heidelberger geworden kraft einer verborgenen Einweihung. Viele haben hier ein lebendiges Feuer empfunden, das in die Welt strahlt. Sie ließen einen Funken von dort in ihr Dasein fallen, der bis ans Ende glimmt, sie befragt und beglückt.“ Jaspers hat aber auch den Ungeist der Nazizeit erlebt, der ihn und seine jüdische Frau aus dem Geistesleben der Stadt ausschloss.

Auf der anderen Straßenseite der Plöck thronte Anfang des 19. Jahrhunderts in seiner „Burg“ der Altphilologe, Dichter und Übersetzer von Homers Gesängen, Johann Heinrich Voss, ein Aushängeschild der Universität. Voss war ein erbitterter Gegner der romantischen Dichter Achim von Arnim und Clemens Brentano und beschimpfte sie als „Dunkelmänner“ und „Erzwindbeutel“. Die Zeit der Heidelberger Romantik und das in dieser Stadt entstandene Volksliederbuch *Des Knaben Wunderhorn* trugen viel zum Mythos Heidelberg bei.

Uns gegenüber leuchtet die Fassade der Universitätsbibliothek. Bibliophile Kostbarkeiten, die ab und zu dem Publikum zugänglich gemacht werden, lagern in ihren Tresoren. Wer kennt nicht die farbenfrohe Miniatur des Minnesängers Walther von der Vogelweide, der dem Betrachter erzählt: „Ich saz uf eime steine“.

Und eine Brücke „ganz aus Stein“ wollte Kurfürst Carl Theodor für seine Heidelberger, nachdem die mit Holz gedeckte Vorgängerbrücke 1784 durch Hochwasser und Eismassen zerstört worden war. Auf der viel besungenen Alten Brücke befinden wir uns nun nach einem Spaziergang durch die betriebsamen Gassen der Altstadt und schauen uns um. Für mich ist dies der Ort, wo sich die Seele der Stadt spiegelt und der Mythos anschaulich wird. An dieser Stelle auf der Alten Brücke mag es gewesen sein, wo der junge Friedrich Hölderlin bei seinen kurzen Aufenthalten in Heidelberg das Bild der Stadt in sich aufnahm und sie als der „Vaterlandsstädte Ländlichschönste“ rühmte. In Gedichten und Briefen, Reiseberichten und Tagebüchern, insbesondere während des 19. Jahrhunderts, schildern berühmte und weniger berühmte Besucher ihre Heidelbergeindrücke und Erlebnisse, darunter die Musiker Robert Schumann und Carl Maria von Weber, aber auch Mark Twain und Somerset Maugham, Victor Hugo, der russische Komponist Alexander Borodin und viele andere mehr.

Joseph Victor von Scheffel, der im früheren „Waldhorn ob der Bruck“ an der Ziegelhäuser Landstraße in lustiger Runde manch Gaudeamus-vers verfasst hat, dichtete die Heidelberghymne: „Alt Heidelberg, Du feine ...“

Drüben am Heiligenberg sehen wir auf halber Höhe den Philosophenweg. Inmitten von Zitronenbäumen, Granatapfel und Zypressen spürt man dort einen Hauch Italien. An der Uferstraße, der „Riviera Heidelbergs“, wie Marianne Weber dieses Neckarufer bezeichnete, fällt uns ein helles Haus mit einem Säulenbalkon auf: Es ist das Max-Weber-Haus, heute Internationales Studienzentrum für deutsche Sprache und Kultur. „An dem Haus Ziegelhäuser Landstraße Nr. 17 dürfen Sie nicht achtlos vorbeigehen, das müssen Sie von mir grüßen. Die bedeutendsten Männer Heidelbergs sind hier ein- und ausgegangen ...“ Diesen Rat gab ein Erlanger Professor 1920 seinem Studenten mit auf den Weg. Max Weber, der überragende Gelehrte, Historiker, Politiker und Soziologe, war schon zu seinen Lebzeiten ein Mythos. Die „Jours“, die Marianne Weber an den Sonntagnachmittagen ab 1912 in diesem Haus veranstaltete, sind legendär geworden.

Wir sind den Schlossberg hinaufgewandert und stehen nun oberhalb von Heidelberg bei den hohen Sandsteinarkaden, die die Scheffelterrasse abstützen. Dies ist nun, nach der Peterskirche und der Alten Brücke, wieder ein Ort, an dem wir dem Mythos Heidelberg sehr nahe sind. Der atemberaubende Blick auf Stadt und Landschaft hat nicht nur die Heidelberger Maler der Romantik begeistert, die dieses Panorama von Ost nach West in ihren Bildern verewigt haben, sondern auch dem Studenten Joseph von Eichendorff, der in seiner späteren Novelle *Dichter und ihre Gesellen* seine Erinnerung an die Studentenzeit mit den Worten beschwört: „Wie in Heidelberg lagen die Häuser da unten zwischen den Gärten und Felsen und Abendlichtern, wie in Heidelberg rauschte der Strom aus dem Grunde und der Wald von allen Höhen! So war er als Student manchen lauen Abend sommermüde von den Bergen heimgekehrt und hatte über die Feuersäule, die das Abendrot über den Neckar warf, in die duftige Talferne gleichwie in sein künftiges, noch ungewisses Leben hinausgeschaut ...“

Und wie in einem Landschaftsgemälde erhebt sich zur Linken das berühmte Heidelberger Schloss oder das, was von der einstigen Pracht und Herrlichkeit übriggeblieben ist. Der junge französische Adelige

Charles de Graimberg kam Anfang des 19. Jahrhundert nach Heidelberg und blieb bis zu seinem Lebensende in dieser Stadt. Die kurfürstliche Schlossruine hatte es ihm angetan. Er saß inmitten der efeuumrankten verfallenen Paläste und zeichnete immer wieder die zerbröckelnden Mauern, Bögen und Statuen. Die Kupferstiche dieser Zeichnungen wurden von Reisenden aus aller Welt gekauft und trugen zum Ruhme von Heidelberg bei.

Der Mythos Heidelberg wurde auch in einer Zeit geschaffen, als der Heidelberger Hof mit zu den prächtigsten Residenzen in Europa gehörte. Der junge Pfalzgraf und spätere Kurfürst Friedrich V. hatte 1613 Elisabeth Stuart von England geheiratet, sie waren glücklich, das Leben sollte ein ewiges Fest sein. Die Universität blühte, bedeutende Gelehrte kamen aus Deutschland und Europa, auch angezogen von der Bibliotheca Palatina, dem Schatz des gelehrten Abendlands. In den Alleen des Schlossgartens, des Hortus Palatinus, einer Gartenschöpfung von Salomon de Caus, lustwandelte die Hofgesellschaft. Auf den breiten Terrassentreppen ließ die kleine Liselotte von der Pfalz, wie sie liebevoll genannt wurde, ihren Ball auf- und niederhüpfen.

Lassen wir diesen Hortus Palatinus, den Pfälzer Garten, in unserer Phantasie wieder lebendig werden mit den Worten von Marie Luise Gothein in ihrer *Geschichte der Gartenkunst* von 1911: „Ich setze die herrlichen Blumen an ihre alte Stelle, das Labyrinth wuchs empor, die Wände belebten sich mit Brunnen, die Statuen erstanden auf ihren Postamenten und die Grotten ertönten von künstlichem Vogelgesang und Wasserorgelklang“.

Hinter den Pfälzer Bergen geht die Sonne unter. Morgen erzählen wir anderen Gästen vom Mythos Heidelberg.

Quellen: Michael Buselmeier: *Heidelberg-Lesebuch*, 1986
Günther Debon: *Das Heidelberger Jahr Joseph von Eichendorffs*, 1991

Stefania Kamieniecka

Hermann Lehmann, Heidelbergliebhaber

Hermann Lehmann ist ein seriöser, wohlüberlegter Mensch. Vor der Pensionierung war er Sozialforscher. Er schloss das Studium der Psychologie an der Universität Heidelberg mit der Promotion ab und arbeitete im eigenen Sozialforschungsinstitut ebenfalls in Heidelberg, wo er geboren wurde und wo er fast sein ganzes Leben verbracht hat.

Die zu untersuchenden Themen waren nicht immer besonders interessant, denn sie wurden vom Auftraggeber bestimmt. Sie lauteten etwa: Warum manche Leute Weiß- oder Rotwein trinken oder warum ein bestimmtes Kaufhaus in der einen Stadt floriert und in der anderen nicht. Es gab aber auch packendere Themen: Wie man den Jugendlichen das Zigarettenrauchen abgewöhnen oder eine kinderfreundliche Stadt entwickeln kann.

Das heißt nicht, dass er seinen Beruf nicht mochte. Es gab viele positive Erfahrungen und seine besondere Aufmerksamkeit schenkte er der Stadt Heidelberg. Seit mehr als 30 Jahren setzt er sich für sie ein als Mitbegründer des Vereins *Bürger für Heidelberg*, dem inzwischen schon etwa 200 Mitglieder angehören, und als Inhaber des *Kurpfälzischen Verlags*, in dem die Jahrbücher des *Heidelberger Geschichtsvereins* verlegt werden und in dem 2003 zur in der Stadtbücherei laufenden Ausstellung der *Bürger für Heidelberg* ein Katalog erschienen ist. Die erste Ausstellung über die *Hauptstraße im Wandel* fand im Jahr 2000 statt. Damals wurde demonstriert, wie sich die Fassaden verändert haben, die zweite Ausstellung zeigte die Strukturveränderung.

„In der Hauptstraße hat sich so viel zum Unguten verändert“, meint Lehmann, „dass dringend etwas getan werden muss. Dazu sollten Ausstellung und Katalog anregen.“ Inzwischen werde allgemein über die negativen Veränderungen nicht nur der Hauptstraße, sondern der gesamten Altstadt diskutiert und um Lösungen gerungen.

Ein anderes mit der Stadt verbundenes Buch ist in seinem Verlag erschienen: *Die so genannte Judenschule – Sozialgeschichte eines Hauses*. Der Verfasser ist Hermann Lehmann. Es ist die Geschichte seines Hauses in der Dreikönigstraße. Er lässt darin exemplarisch einen Teil der Stadtgeschichte und ihrer Menschen wieder lebendig

werden. In jahrzehntelanger Arbeit ist er allen auffindbaren Informationen nachgegangen, die bis ins 14. Jahrhundert zurückreichen.

Sein Engagement für die Stadtarchitektur wurde geweckt durch Bauten wie den Woolworth am Bismarckplatz, wofür eine prächtige Villa abgerissen wurde, oder die Errichtung des Kornmarkt-Parkhauses – ein Betonkasten, der heute sanierungsbedürftig ist, aber in den fünfziger Jahren als moderner Bau galt.

„Als der alte Bahnhof entfernt wurde und die ganze Fläche der Kurfürstenanlage plötzlich frei war“, erinnert sich Lehmann, „hätte dort ein neues Stadtzentrum entstehen können, statt dessen stellte man Bauten für die Gerichts- und Finanzämter hin, die man höchstens ein Mal im Jahr aufsucht. Diese und andere Entwicklungen führten dazu, dass wir 1972 den Verein *Bürger für Heidelberg* gründeten. Wir engagierten uns unter anderem gegen den Schaechterle-Plan, den vierspurigen Ausbau des Neckarstadens, gegen den Abriss des Amerikahauses, für den Erhalt des Jugendstil-Hallenbads in der Bergheimer Straße. Mit Hilfe des Denkmalschutzes konnte bei der Sanierung der Altstadt manches gerettet werden.“

Aktuelle Themen sind die Entwicklung der künftigen Bahnstadt und die Zukunft des Altklinikums in Bergheim. Hier, meint Lehmann, sei eine breite bürgerschaftliche Mitarbeit verschiedener Gruppen und Initiativen gefordert, damit die neuen Gebiete von Beginn an zu einem selbstverständlichen und akzeptierten Teil Heidelbergs werden.

Dann erklärt der Stadtkenner ausführlich, warum er die Stadt so liebt. Da Heidelberg im Zweiten Weltkrieg nicht zerstört wurde, blieb die gesamte Wohn- und Bevölkerungsstruktur in der Innenstadt erhalten. Hier mischen sich Bewohner, Käufer, Berufstätige und Touristen und hätten sich meist gut vertragen. Die Tatsache, dass so viele Touristen in die Romantik-Stadt hineinströmen, habe die Heidelberger nie gestört.

Auch wäre Heidelberg sehr lebendig wegen der Universität. Immer wieder neue Professoren und Studenten könnten neue Anregungen in die Stadt bringen. Junge Menschen beherrschen das Bild auf den Straßen, in den Lokalen, bestimmen die Atmosphäre und auch das, was kulturell geschehe. Aber Heidelberg ist nicht nur eine kleine, beschauliche Universitätsstadt, sondern lebendiger Teil einer dicht besiedelten Region mit vielerlei Facetten.

Am Ende des Gesprächs betont der Stadtliebhaber: „Heidelberg ist eine ganz besondere Stadt. Wir *Bürger für Heidelberg* setzen uns für die Stadt ein, um weitere störende Eingriffe in die Stadtstruktur zu verhindern und Heidelberg behutsam fortzuentwickeln. Wir meinen, dass es sich lohnt, für diese Stadt etwas zu tun.“

Stefania Kamieniecka

Peter Sinn:

Herz an Handschuhsheim verloren

Der viel zitierte Goethe-Satz: „Die Stadt in ihrer Lage und mit ihrer ganzen Umgebung hat, darf man sagen, etwas Ideales“ ist, wenn man den Tagebucheintrag vom 26. August 1797 einmal ganz durchliest, mit einer Reihe naturlandschaftlicher Details begründet. Das schrieb Peter Sinn in einem Beitrag unter dem Titel *Das geologische Fundament Heidelbergs – Stadtbild und Siedlungsgeschichte* im Jahrbuch zur Geschichte der Stadt Heidelberg 1997. Er meinte, dass Goethe sich in diesen Details als Vorläufer moderner Geowissenschaften erwiesen habe, die jetzt sein Forschungsgebiet seien. Obwohl schon im Ruhestand, setzt er seine wissenschaftliche Arbeit fort und verfasst Publikationen zur Geographie, Geschichte und Geologie Heidelbergs, vor allem des Stadtteils Handschuhsheim, wo er seit 1966 wohnt.

Peter Sinns Interesse an den Zusammenhängen von Natur und Mensch entstand bereits in der Kindheit, die er im vorderpfälzischen Zeiskam, einem Dorf zwischen Germersheim und Landau, verbrachte. In diesem Dorf wurde Gemüseanbau genau so intensiv betrieben wie in Handschuhsheim und es gab dort ganz ähnliche natur- und kultur-geografische Zusammenhänge. Später packte ihn die Neugier an den Kräften und Vorgängen, welche die Erdkruste formen, die teils vom Erdinneren her wirken, teils von außen her angreifen. So entstand sein Interesse an Geologie und Geomorphologie. Das Thema seiner Doktorarbeit war die eiszeitliche Vergletscherung des nördlichen Alpenvorlands.

„Besonders reizvoll finde ich die Heimatforschung in meinem Stadtteil“, sagt Peter Sinn. „Insgesamt habe ich dreizehn längere Beiträge zum Jahrbuch des Stadtteilvereins geschrieben, im Jahrbuch

2004 einen Artikel über die alten Wingertsterrassen des Steinbergs, den ich ganz nahe bei meiner Wohnung im Trübnerhaus fast täglich im Blick habe. Was mich hier wie im ganzen Stadtteil fasziniert, ist die geographische Vielfalt, die von der Geologie, also der Erdgeschichte, bis zur Geschichte der Menschen reicht. In erster Linie historisch war zum Beispiel mein Aufsatz über die Grabsteine auf dem alten Vitus-Friedhof.“

Seit 1975 ist er Mitglied im Stadtteilverein. Er ist auch Mitbegründer der Handschuhsheimer Geschichtswerkstatt und dort hauptverantwortlich für die monatlichen Sonderveranstaltungen in Form von Vorträgen und Exkursionen. Mit Heidelberg ist er seit 1961 verbunden, als er hier sein Sportstudium an der Universität begann, das er nach einem Verkehrsunfall unterbrechen musste. Nach einem Jahr in Lyon führte er das Studium der oben genannten Fächer in Heidelberg fort.

Nach dem Studium absolvierte er ein Jahr Referendarzeit am Bunsen-Gymnasium und dann fünf Jahre an der Universität als wissenschaftlicher Assistent am Geographischen Institut, wo er 1970 promovierte. 1972 entschied er sich, Lehrer zu werden. Er unterrichtete 15 Jahre am Bunsen-Gymnasium Französisch, Geographie, Geologie, in der Unterstufe Musik und Sport. Viele Kinder und Jugendliche aus Handschuhsheim waren seine Schüler. Mit einigen sowie mit deren Eltern ist er bis heute in Verbindung.

Eine interessante Aufgabe bekam er schließlich als Leiter der Volkshochschule in Leimen, wo er als Oberstudienrat zehn Jahre bis zur Pensionierung arbeitete. Im Ruhestand widmet er sich über die Heimatforschung hinaus weiter der Erwachsenenbildung – durch Aufsätze, Vorträge und Exkursionen nicht nur in Handschuhsheim, sondern bei mehreren anderen Institutionen in und außerhalb der Stadt.

Stefania Kamieniecka

Gustav Knauber: Rohrbacher Herzenssprache

Der Stadtteil Rohrbach ist für Gustav Knauber ein Stück lebens- und liebenswerte Heimat, wo er geboren wurde und wo er sein ganzes Leben lang wohnte, obwohl er in verschiedenen Orten bei der Bundesbahn gearbeitet hat. Er kennt hier jede Ecke und die ganze Geschichte dieses Ortes. Er macht daher oft für verschiedene Gruppen Führungen durch die Gegend. Er ist auch einer der bedeutendsten Heimatdichter. Seine Gedichte gehören zu den besten dichterischen Leistungen der Mundartliteratur.

Er ist seit 1995 Leiter des Heimatmuseums in Rohrbach, seit dem Umzug aus dem Alten Rathaus in das Gebäude, wo sich vorher das Café Berg befand. Ein ganzes Jahr brauchte es, bis er dort zusammen mit Karl-Heinz Frauenfeld die Sammlung untergebracht hatte. Glücklicherweise wurde er damals schon pensioniert und hatte die dafür nötige Zeit.

Seine Mutter hatte neun Schwestern und alle schrieben Mundart zu bestimmten Anlässen. Das hat sein Interesse geweckt. Bereits im Gymnasium fühlte er in sich die innere Berufung und fing zu schreiben an. Doch er hatte nicht viel Zeit dafür, denn er verbrachte seine Freizeit im Turnerbund Rohrbach, wo sein Vater sehr engagiert war. 1952 verließ er nach der mittleren Reife das Gymnasium, um eine Lehre als Elektroinstallateur anzufangen. Die Lehrstelle wurde ihm vorher versprochen, aber als es so weit war, sagte der Meister, dass er keine Arbeit habe. Es waren sehr schwere Zeiten. Glücklicherweise stellte die Bundesbahn gerade Leute ein. Das wusste er von seinem Vater, der bei der Bahn arbeitete. Er wurde unter 30 Bewerbern mit sieben anderen zusammen eingestellt und arbeitete in der Verwaltung in verschiedenen Städten bis zur Pensionierung. Die letzten 13 Jahre, von 1981 bis 1994, musste er jeden Tag zur Arbeit nach Mainz fahren. So hatte er nicht viel Zeit für seine literarische Passion. Trotzdem erschien 1987 sein Gedichtband *S'Johr durch*. Die zweite Auflage kam 1989 heraus. Er schrieb auch immer zu Vereinsfesten. Seit 1984 schreibt er regelmäßig und hält jedes Jahr die *Kerwe Redd*, wenn der Stadtteilverein den Jahrestag der Kirchweihe feiert.

Er liebt und pflegt die alte Heimattradition und Sprache. Vor anderthalb Jahre rief er den *Verzähldisch* (Erzähltisch) ins Leben, dessen Mitglieder sich alle zwei Monate treffen, um Anekdoten und andere Geschichten zu erzählen. Sie werden auf Band aufgenommen und im Heimatmuseum gesammelt. 1996 gründete er zusammen mit Ilse Rohnacher eine Mundartliteraturgruppe an der Akademie für Ältere. Die gibt die *Kurpfälzer Gschnipsel* heraus, wo viele seiner Gedichte veröffentlicht sind.

Nach der Pensionierung 1994 widmete sich Gustav Knauber ganz der Mundartliteratur. Er schreibt fast jeden Tag. „Ich gucke zum Fenster hinaus, da sehe ich etwas Interessantes, dann schreibe ich ein Gedicht“, sagt er. „Ich schreibe verschiedenartige Gedichte, zeitkritische, lustige, lyrische, je nach Lust und Laune. Die Ideen kommen manchmal beim Lesen eines Buches oder einer Zeitung.“

Am Anfang schrieb Gustav Knauber auch auf Hochdeutsch, aber „die Muttersprache ist die Sprache des Herzens“, hat schon Goethe gesagt. „Meine Muttersprache ist die Mundart“, offenbart der Dichter. „Ich spreche hochdeutsch nur, wenn ich unbedingt muss. Leider sprechen gegenwärtig nur 30 bis 40 Prozent der Rohrbacher Mundart. Es liegt mir viel daran, dass diese Sprache nicht ganz verloren geht.“

Michael Santak

Wer hat Angst vor Heidelbergs Söhnen? Ernst Jünger und Willi Heinrich als Imageträger

Gibt es in Heidelberg Berührungspunkte zu zwei international renommierten Söhnen Heidelbergs? Ernst Jünger und Willi Heinrich scheint man in ihrer Heimatstadt jedenfalls nur mit spitzen Fingern anzufassen. Sie tauchen weder in der Liste der Ehrenbürger Heidelbergs noch als Namensgeber für Heidelberger Straßen und Plätze auf, obwohl sie neben Silvia Sommerlath (* HD, 23. Dezember 1943), die es zur Königin von Schweden brachte, und Reichskanzler Friedrich Ebert (* HD, 4. Februar 1871), dem SPD-Vorsitzenden und späteren Reichspräsidenten, zu den erfolgreichsten und weltweit bekanntesten Heidelbergern des zwanzigsten Jahrhunderts zählen.

Beiden, Ernst Jünger (* HD, 29. März 1895) und Willi Heinrich (* HD, 9. August 1920), wird der Krieg zum Schlüsselerlebnis ihrer Jugend und damit auch ihrer ersten großen Schreiberfolge, also nicht etwa die friedliche Idylle am Neckar oder die heimliche Sehnsucht nach dem einfachen Leben im Mittelalter, in die sie hineingeboren werden.

Ernst Jünger zieht mit seinen Eltern schon ein Jahr nach seiner Geburt in der Ziegelgasse 3 von Heidelberg nach Hannover und verdingt sich bereits mit 18 Jahren (1913) in der französischen Fremdenlegion. In sein Kriegstagebuch *In Stahlgewittern* notierte der verwundete Kriegsheld 1915: „Der Zug brachte uns nach Heidelberg. Beim Anblick der von blühenden Kirschbäumen bekränzten Neckarberge hatte ich ein eigentümliches, starkes Heimatgefühl. Wie schön war doch das Land, wohl wert, dafür zu bluten und zu sterben. So stark hatte ich seinen Zauber noch niemals gespürt. Gute und ernste Gedanken kamen mir in den Sinn, und ich ahnte zum ersten Male, dass dieser Krieg mehr als ein großes Abenteuer bedeutete.“ Ernst Jünger, *Wohl wert, dafür zu bluten*, in: Michael Buselmeier (Hg.): *Heidelberg-Lesebuch. Stadt-Bilder von 1800 bis heute*, Frankfurt am Main 1986, Seite 212.

Im Ersten Weltkrieg kämpft Jünger als Freiwilliger derart heldenhaft, dass er 1918 den Orden *Pour le mérite* erhält, was vorher nur einem einzigen deutschen Dichter und Denker vergönnt war: Johann Wolfgang von Goethe im Jahr 1808, der nach der Französischen Revolution ähnlich wie Jünger mehr auf der Seite der Franzosen als der Deutschen stand. Dass der junge Ernst Jünger Schriftsteller wird, verdankt er auch seinem Vater, einem Apotheker, der in Heidelberg bei Viktor Meyer Chemie studiert hatte. Dieser veröffentlicht 1920 die Kriegstagebücher seines Sohnes unter dem berühmt-berüchtigten Titel *In Stahlgewittern*. Darauf folgen bis zu seinem 103. Lebensjahr († 17. Februar 1998 in Riedlingen) weitere 8.000 Seiten veröffentlichter Tagebücher, Essays, Prosatexte und Romane, die keineswegs immer die ungeteilte Zustimmung seiner Zeitgenossen fanden: *Der Kampf als inneres Erlebnis* (1922), *Feuer und Blut* (1925), *Der Arbeiter* (1932), *Das abenteuerliche Herz* (1929), *Die totale Mobilmachung* (1931), *Auf den Marmor klippen* (1939), *Geheimnisse der Sprache* (1939), *Gärten und Straßen* (1942), *Der Friede* (1945), *Heliopolis* (1949), *Strahlungen* (1949), *Am Sarazenturm* (1955), *Gläserne Bienen*

(1957), *Subtile Jagden* (1967), *Annäherungen. Drogen und Rausch* (1970), *Die Zwillie* (1973), *Aladins Problem* (1977), *Eumeswil* (1977), *Der ferne Klang* (1979), *Siebzig verweht* (1980), *Autor und Autorschaft* (1984), *Zwei Mal Halley* (1987), *Die Schere* (1990) u. v. a. m. Die Gesamtauflage beläuft sich weltweit auf rund vier Millionen verkaufte Exemplare.

Ernst Jünger, der Aristokrat und Ästhet, der Abenteurer und Anarchist, gewinnt gegen Ende des zwanzigsten Jahrhunderts zahlreiche Anhänger vor allem in den Zirkeln des elitär-konservativen Feuilletons: Martin Meyer von der *Neuen Zürcher Zeitung* und Heimo Schwilk vom *Rheinischen Merkur*, Frank Schirrmacher von der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und Karl Heinz Bohrer vom *Merkur*. Ernst Jünger erhält 1975 den Schiller-Preis des Landes Baden-Württemberg, 1982 den Goethe-Preis der Stadt Frankfurt und zum 90. Geburtstag im Jahr 1985 Besuch von Francois Mitterand und Helmut Kohl. Bereits im November 1984 war Ernst Jünger zum Frühstück mit dem französischen Staatspräsidenten im Elysée-Palast eingeladen. Er ist damit der einzige deutsche Schriftsteller, dem eine derartige Ehrung zuteil wird. Wie man sieht, schätzen ihn die Franzosen noch mehr als die Deutschen. Bernard Pivot, Starkritiker der französischen Medien und Gründer der berühmten literarischen Fernsehsendung *Apostrophes*, listet gleich vier Bücher Jüngers in seiner *Bibliothèque idéale* von 1988. Ernst Jünger genießt die Hochachtung von André Gide, Jean Cocteau, Julien Green, Marcel Jouhandeau, Paul Léautaud, Henry de Montherland, Jacques Brenner, Julien Gracq und Jacques Laurent. Im Juni 1982 empfängt er in Wilfingen den blinden Schriftsteller Jorge Luis Borges. Alberto Moravia erweist ihm ein Jahr später ebenfalls diese Ehre. 1985 wird ihm das große Bundesverdienstkreuz mit Stern und Schulterband verliehen. Zahlreiche weitere Preise und Ehrungen folgen. Jünger-Jünger loben vor allem die kühle Distanz des magischen Realisten zur Welt und die eindringliche Beobachtungsgabe des emsigen Naturforschers und umtriebigen Wandervogels.

Willi Heinrich, der 40-fache Auflagenmillionär

In einem ganz anderen Genre als der elitäre Ernst Jünger reüssiert dagegen Willi Heinrich – nämlich dem des populären Unterhaltungsromans. Sein Schriftstellerkollege Hans Hellmut Kirst nennt Heinrich

einen Vollbluterzähler, was in zweifachem Sinne zutrifft: Erstens schreibt er handwerklich gekonnt und bis zur letzten Zeile spannend und zweitens behandelt er Themen, die das Blut des Lesers in Wallung versetzen und in denen nicht selten Blut fließt.

Im Unterschied zu Ernst Jünger stammt Willi Heinrich aus armen Verhältnissen. Ohne höhere Bildung schafft er es, lebensnahe Charaktere und Geschichten zu gestalten, die ein Millionenpublikum auf der ganzen Welt faszinierten. Willi Heinrich, dessen Romane in 20 Ländern Verbreitung fanden, gehört zu den erfolgreichsten und auflagenstärksten deutschen Schriftstellern in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Bei den Marketingexperten der Verlage gilt er als Weltbestsellerautor. Die Gesamtauflage seiner 30 Romane summiert sich weltweit auf rund 40 Millionen verkaufte Exemplare. Allein in Deutschland erreichte die Auflage rund 15 Millionen Exemplare. Drei seiner Romane wurden verfilmt *Das geduldige Fleisch* (Steiner), *Gottes zweite Garnitur* und *Schmetterlinge weinen nicht*.

Doch von vorn: Als Willi Heinrich am 9. August 1920 in Heidelberg das Licht der Welt erblickte, wurde ihm nicht an der Wiege gesungen, dass er in seinem Leben 30 Romane schreiben und vierzigfacher Auflagenmillionär werden würde. Von Heidelberg bekam er anfangs nicht viel mit, denn seine Eltern, der Vater war Buchhalter, lebten in Malsch. Noch bevor Willi in die Grundschule kam, zogen die Heinrichs nach Karlsruhe. Dort besuchte Willi acht Jahre lang die allgemeine Schule und drei Jahre die Handelsschule. Mit 17 trat er seine erste Arbeitsstelle als kaufmännischer Angestellter an. Als 18-Jähriger wurde er zum Arbeitsdienst eingezogen, mit 19 zur Wehrmacht, zuerst nach Heilbronn, später nach Pribram in der annektierten Tschechoslowakei. Bei Einsätzen in Russland wurde er zwischen 1941 und 1945 fünfmal verwundet. Aus russischer Kriegsgefangenschaft kam er mit 26 zurück nach Karlsruhe, wo er zunächst ein Einzelhandelsgeschäft leitete und später wieder als kaufmännischer Angestellter arbeitete. So weit, so normal.

Doch mit 32 begann dieser gewöhnliche Angestellte zu schreiben, abends und an den Wochenenden, um seine traumatischen Kriegserlebnisse zu verarbeiten. Zwei Jahre lang feilte er an seinem ersten Roman *Das geduldige Fleisch*. Elf Verlage lehnten das Manuskript ab, ehe das Buch 1955 erscheinen konnte. Es wurde ein überwältigender Erfolg, und das weltweit. Sam Peckinpah hat es 1977

unter dem Titel *Steiner – Das Eiserne Kreuz* mit James Coburn, Maximilian Schell, Senta Berger, Klaus Löwitsch, Vadim Glowna und Burkhard Driest erfolgreich verfilmt. Bereits in diesem ersten Roman zeigt sich ein nüchtern-nihilistischer Grundzug, der auch in allen späteren Romanen Heinrichs zu spüren ist. In diesem naturalistischen Antikriegsroman schildert Heinrich, ähnlich wie Jünger, seine eigenen Kriegserlebnisse. Heinrich ist bei Kriegsausbruch ein Jahr älter als Jünger im Weltkrieg zuvor und er reagiert nicht enthusiastisch, sondern ablehnend. Heinrichs Held Steiner ist der Inbegriff des geborenen Kriegers, voller Stolz, Härte und Menschenverachtung bis hin zu Zynismus und Paranoia, alle Menschlichkeit vom Krieg verwetzt und zerlaugt.

Dieser Roman liefert das Modell für viele der Folgenden. In all seinen 30 Romanen erweist sich Willi Heinrich als sensibler Experimentator des Utilitarismus, als Vivisekteur einer unheilen Welt, der Menschen in extreme Situationen versetzt, um zu erkunden, wie sie sich verhalten, wie sie für sich den größten Nutzen herauszuschlagen versuchen, anfangs im Krieg der Soldaten, später im Krieg der Geschlechter.

Auch sein zweiter Roman *Der goldene Tisch* (1956) schildert in kritischer Absicht Kriegsschicksale, während es in *Die Gezeichneten* (1958) und *Alte Häuser sterben nicht* (1960) um die Wirren der Nachkriegszeit geht. In rascher Folge schreibt Willi Heinrich Unterhaltungsromane, die in Deutschland, Europa und vor allem Amerika hohe Auflagen erzielen, teilweise in Millionenhöhe. Heute ist Willi Heinrich aus dem öffentlichen Bewusstsein weitgehend verschwunden, doch an den einen oder anderen Buchtitel kann man sich noch erinnern: *Gottes zweite Garnitur* (1962, verfilmt), *Maiglöckchen oder ähnlich* (1965), *Mittlere Reife* (1966), *Geometrie einer Ehe* (1967), *Schmetterlinge weinen nicht* (1969, verfilmt), *In einem Schloss zu wohnen* (1970), *Jahre wie Tau* (1971), *So long, Archie* (1972), *Liebe und was sonst noch zählt* (1974), *Eine Handvoll Himmel* (1976), *In stolzer Trauer* (1977), *Ein Mann ist immer unterwegs* (1978), *Herzbube und Mädchen* (1980), *Allein gegen Palermo* (1981), *Ferien im Jenseits* (1982), *Traumvogel* (1983), *Männer zum Wegwerfen* (1985), *Die Verführung* (1986), *Zeit der Nymphen* (1987).

Schlachtfeld Schlafzimmer

In seinen Werken offenbart Willi Heinrich immer wieder unbewusste Motive unseres Handelns und die inneren und äußeren Konflikte, die aus unterschiedlichen Motivations- und Interessenslagen zwischen den Protagonisten entstehen. Im Roman *Jahre wie Tau* (1971) fragt die Heldin nach gescheiterter Ehe: „Ich weiß nicht, was du dir überhaupt unter einer Ehe vorstellst“ und erhält die Antwort: „Einen geregelten Geschlechtsverkehr“. Analog könnte Heinrichs Antwort auf die Frage „Was ist Literatur“ lauten: „Ein einträgliches Handwerk.“ Schreiben ist für ihn ein so unsentimentaler Beruf wie jeder andere. „Als Autor ist man nur etwas einsamer als die meisten Berufstätigen“, sagt er einmal in einem Interview.

Die Helden Heinrichs sehen sich jedenfalls einer bedrohlichen Welt gegenüber und argwöhnen überall böse Absichten. Selbst Heidelberg erscheint im Roman *In einem Schloss zu wohnen* (1970) als eitles Flittchen, als lächelnde Hure, die ihre Reize kommerzialisiert und ihre Besucher ausnimmt. „Als er vor sechs Jahren nach Heidelberg gekommen war, hatte Rupert die Stadt noch aufregend empfunden. Aufregend wie alles, was ihn hier erwartet hatte. Die Stadt hatte ihn aufgenommen wie einen der ihren, sie machte keinen Unterschied zwischen Fremden und Einheimischen, ihr Lächeln galt diesen wie jenen. Heute hatten sich seine Gefühle für sie verändert, als verbände ihn nur noch eine Hassliebe mit ihr. Er fühlte sich von ihr angezogen und abgestoßen zugleich, oft erschien ihm ihr Lächeln aufgesetzt, das Lächeln einer Hure, wenn sie ihr Geld verlangt.“ Diesen Roman, der 1976 erstmals auf Deutsch erschien, hatte Heinrich bereits mit 30 zu schreiben begonnen. Wie Willi Heinrichs Nachlassverwalter, Niki Gabel, mitteilte, war es vom Verlag so arrangiert worden, dass der Roman *Das geduldige Fleisch*, der zwischen 1952 und 1955 entstand, als Heinrichs Debütroman gelten sollte. In Wirklichkeit arbeitete er bereits 1950 bis 1952 an dem Roman *Rupert*, den er nach Vollendung in die Schublade legte. Heinrich wollte nicht sofort nach dem Krieg mit dem Thema Krieg anfangen. Aus dem Entwurf *Rupert* wurde *Rape of Honour*, Erstveröffentlichung 1958 in den Vereinigten Staaten, und 1970 zurückübersetzt *In einem Schloss zu wohnen*.

Dieser also nun als Erstling zu betrachtende Roman deutet im Originaltitel *Rape of Honour* eines von Heinrichs stärksten Motiven zum

Schreiben, vielleicht sein Lebensmotto an, das der vergewaltigten Ehre – im Krieg, im Arbeitsleben und im menschlichen Miteinander.

Heidelbergs Stadtvätern wirft Rupert, der Held des Romans, geldgierigen Raubbau an Heidelbergs Reizen vor: „Auch machte es keinen rechten Spaß mehr, die nahe gelegenen Wälder zu durchstreifen. Früher hatten sie jedermann gehört, heute gab es überall Schilder, die das Betreten von Privatbesitz unter Strafe stellten. Die Stadtverwaltung brauchte Geld für neue Autostraßen, für eine neue Neckarbrücke, für den neuen Bahnhof und die Waldgrundstücke gingen weg wie warme Semmeln, als ob ihre Käufer sich erhofften, hier jene Ruhe zu finden, die sie vor einem frühen Herzinfarkt bewahrte, aber bis sie das Geld für ihre einsam gelegenen Grundstücke beisammen hatten, waren viele schon auf der Strecke geblieben.“ Ist Willi Heinrich also ein Nestbeschmutzer, der seine Geburtsstadt in ein schlechtes Licht rücken möchte, oder entbehren diese ambivalenten Gefühle von Bewunderung und Abscheu jeglicher Grundlage? Nein, dieser Zwiespalt entspricht dem generellen Weltgefühl eines enttäuschten Glücksuchers.

Störfaktor Touristen

Heidelberg taucht auch in den späteren Romanen *Schmetterlinge weinen nicht* (erschienen 1969, verfilmt 1970 von Peter Schamoni mit Siegfried Wischnewski, Gaby Fuchs, Fritz und Elmar Wepper) und *Traumvogel* (1983) als Kulisse auf. In letzterem heißt es argwöhnisch: „Das Penthouse gehörte zu jenen vielstöckigen neueren Gebäuden Heidelbergs, die sich für das kommunale Steueraufkommen ungleich vorteilhafter auswirkten als auf das in Jahrhunderten gewachsene Stadtbild. Vom Penthouse aus gesehen, wog dieser eher ästhetische Gesichtspunkt allerdings weniger schwer, denn von dort aus reichte das Auge nicht nur bis zu den zahllosen Fabrikschornsteinen Mannheims, sondern auch bis zu dem lieblichen und zumeist von endlosen Autokolonnen verstopften Neckartal. Immerhin war die Luft dort oben erträglicher als in den von Autoabgasen geschwängerten Straßen der Innenstadt und wenn man von der großen Terrasse aus in einem Liegestuhl sitzend den Blick allein auf die dichtbewaldeten Kuppen oberhalb der Schlossruine richtete, ließ sich noch immer etwas von jenem Charme ahnen, der Heidelberg zu der meistbesungenen

deutschen Stadt hatte werden lassen. Nur dass ein überwiegender Teil seiner Bevölkerung unter diesem Ruf ebenso zu leiden hatte, wie ein kleiner an ihm verdiente.“

Zu leiden haben die Heidelberger nämlich unter den Touristen: „Sie hatte sich nun doch etwas verspätet und wie stets, wenn sie auf der Ziegelhäuser Landstraße einmal in Eile war, fühlte sie sich von Touristenautos behindert, deren Insassen ihr Augenmerk weniger auf den nachfolgenden Verkehr als auf das jenseits des Neckars gelegene alte Schloss richteten, nur noch im Schrittempo dahinrollten, die Hände aus den Fenstern streckten und sich gegenseitig enthusiastisch mierten. Zwar konnte auch sie sich, wenn sie gerade nichts Besseres vorhatte, an seinem Anblick gelegentlich noch erwärmen und hin und wieder passierte es ihr sogar, dass sie sich dabei ertappte, wie sie absichtlich langsam hinter einem Touristenauto herfuhr, um den Eindruck zu beobachten, den das Schloss und die Altstadt bei den Insassen hervorrief, wobei ihre Empfindungen jedes Mal von Genugtuung, mitunter aber auch von Mitleid geprägt waren. Genugtuung darüber, in einer Stadt von so großer touristischer Anziehungskraft wie Heidelberg zu leben, und Mitleid dann, wenn die durchreisenden Touristen aufgrund ihres amtlichen Kennzeichens als Bewohner einer Landschaft zu identifizieren waren, die Karin nicht einmal für einen Mann wie Roland eintauschen würde. Beispielsweise die Landschaft um Düsseldorf und Essen oder auch die Landschaft nördlich von Hannover, die zwar ihre Lüneburger Heide, jedoch keine Berge mit alten Schlössern und Burgruinen hatte, wie sie sich im Neckartal beinahe hinter jeder Flusskrümmung in eitler Selbstgefälligkeit dem suchenden Auge darboten.“

Gegen Illusionen und Spießer

Diese völlig unromantische Haltung zu Heidelberg drückt die allgegenwärtige Ambivalenz eines unmoralischen Moralisten aus, als der sich Willi Heinrich in seinen Romanen zeigt. Er beschreibt eine deutsche Nachkriegsgesellschaft voller sozialer Gegensätze und menschlicher Abgründe. Im Bemühen um mehr gesellschaftliche Toleranz lässt er kein Tabu aus, die sexuellen Abenteuer eines alternenden Mannes nicht, gleichgeschlechtliche Liebe nicht und auch nicht ungewöhnliche Praktiken beim Gruppensex, um zu demonstrieren,

wie wenig charakterfest und wie korrumpierbar die Menschen sind, sei es durch Wohlstand, der sie von ihren politischen Überzeugungen abbringt, sei es durch Lustgewinn, der sie zu Gewalttaten treibt.

Der Spannungsgehalt der Geschichten und ihr hoher Unterhaltungswert entspringen aus der Nonkonformität ihrer Helden, die ständig gegen den Stachel der gesellschaftlichen Normen, Konventionen und Gebote löcken, sowie aus den unvorhersehbaren Verwicklungen der Handlungsführung, die manch plötzlichen Haken schlägt, ohne dadurch unplausibel zu wirken. Elegant und locker übersteht Heinrich jede peinliche Situation und erweist sich als Meister der Desillusionierung, sowohl der Protagonisten als auch des Publikums. Er jongliert geschickt mit den Erwartungen der Leser, beispielsweise im Roman *Schmetterlinge weinen nicht*, in dem ein 56-jähriger Heidelberger Fabrikant seine gleichaltrige Frau „nur noch beim Koitus“ anschaut, nachdem er sich mit zwei 20-Jährigen vergnügt hatte. Doch entgegen den großen Hoffnungen der einen von beiden, Tochter eines Heidelberger Arztes, gesteht er dieser gerade an ihrem 21. Geburtstag, dass er sie doch nicht heiraten, sondern lieber bei seiner Ehefrau bleiben möchte. Am Ende ist es freilich wieder der „kleine Racker“, der dem krisengebeutelten Ehebrecher nach viel hin und her den finalen Korb gibt. Dem Happy-End jedenfalls misstraut Willi Heinrich gründlich, weil er das Schlechte im Menschen und in der Gesellschaft für übermächtig hält.

Die Unkonventionalität seiner Romanfiguren entspricht der des Abenteurers Willi Heinrich, der zwar vom Leben und den Menschen enttäuscht, aber immer auf der Seite der Unterlegenen ist. Ihnen hat er zwar kein Rezept, geschweige denn ein Konzept für ihr Leben zu bieten, aber doch wenigstens ein gewisses Überlegenheitsgefühl gegenüber den angepassten Spießern, die in den Romanen durchweg als Kontrastfiguren belächelt werden. Er zählt sich selbst zu den verdienter- und auch erwünschtermaßen umstrittenen Literaten und meint, er habe nicht schlecht damit gelebt, darin dem Österreicher Johannes Mario Simmel ähnlich, der sich selbst als „demokratisch engagierten Gebrauchsschriftsteller, Sozialist und Antifaschist“ outet. Mehr noch als dieser erscheint Heinrich im Rückblick als bodennaher Richter unserer entzauberten Welt, ihre Vor- und Nachteile in allen denkbaren Situationen abwägend, als ein Rationalist, der rein zweckrationales Handeln verabscheut. Streitbar bleibt Willi Heinrich

jedenfalls bis heute. In seinen späteren Jahren lag er im Clinch mit seinen Verlagen, Banken und auch mit den Medien. Er lebte seit seinem öffentlichen Verstummen im Jahr 1994 zurückgezogen in verschiedenen Städten im Raum Karlsruhe. Am 12. Juli 2005 starb Willi Heinrich in Dobel, einer kleinen Stadt im nördlichen Schwarzwald.

Der eine zu elitär, der andere zu populär?

Wie steht Heidelberg nun – nach beider Tod – zu ihren verlorenen Söhnen? Eine vorbehaltlose Umarmung der beiden Heidelberger Großschriftsteller verhindern noch heute die Abscheu vor der jugendstürmerischen Kriegsverherrlichung Ernst Jüngers und die Abwertung von Willi Heinrichs Werken als Unterhaltungsliteratur.

Und dennoch: Warum werden diese äußerst produktiven Autoren zwar in der Literaturgeschichte und von einem großen Lesepublikum anerkannt, aber in ihrer Heimatstadt Heidelberg offensichtlich verkannt? Warum reklamieren die Kulturträger der Stadt Ernst Jünger und Willi Heinrich nicht für das kulturelle Leben Heidelbergs, beispielsweise in Form von Würdigungen (wenigstens zu runden Geburtstagen), Werksammlungen, Ausstellungen und Museen?

Vielleicht hat das aber auch noch Zeit. Franz Kafkas Heimatstadt Prag, in der er fast sein ganzes Leben verbrachte, hat es erst jetzt, 81 Jahre nach seinem Tod, geschafft, ihm ein richtiges Kafka-Museum einzurichten.

Den Amerikanern ist übrigens das Ansinnen einer Willi-Heinrich-Würdigung nicht zu abwegig. Die Howard Gotlieb University in Boston arbeitet derzeit an einer Willi-Heinrich-Collection und sammelt alles von und über Heinrich, angefangen von Büchern und Bildern, bis hin zu Notizen und Schriftverkehr. Somit bleibt das Lebenswerk des Autors auch im Nachhinein gesichert, sagt Heinrichs Nachlassverwalter Niki Gabel.

Das muss für Heidelberg freilich kein Grund sein, es nicht auch zu versuchen – Konkurrenz belebt bekanntlich das Geschäft.

ZUGABE++ZUGABE++ZUGABE++ZUGABE++

Anneliese Richter

Sind Sie ein echter Heidelberg-Fan?

Den Mythos der Stadt Heidelberg kann man kurz und knapp erfahren, wenn man sich ein wenig mit der Geschichte dieser Stadt beschäftigt:

- 1) Welches ist die älteste Universitätsstadt im heutigen Deutschland?
 - a) Erfurt
 - b) Tübingen
 - c) Heidelberg
 - d) Konstanz

- 2) Wann wurde die Universität dieser Stadt gegründet?
 - a) vor etwa 1.000 Jahren
 - b) vor etwa 600 Jahren
 - c) vor etwa 300 Jahren
 - d) vor etwa 100 Jahren

- 3) Was stellt der Ringwall auf dem Heiligenberg dar?
 - a) Befestigungsanlage aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges
 - b) Befestigungsanlage der Kelten
 - c) Befestigungsanlage aus der Zeit der Napoleonischen Kriege
 - d) Befestigungsanlage aus dem Zweiten Weltkrieg

- 4) Wie heißt der Kieferknochen, der in der Nähe von Heidelberg, in Mauer, gefunden wurde?
 - a) Homo sapiens
 - b) Neandertaler
 - c) Lucy
 - d) Homo heidelbergensis

- 5) Woher hat der Kastellweg im Stadtteil Neuenheim seinen Namen?
- a) Hier stand ein mittelalterliches Kastell.
 - b) Hier stand im Dreißigjährigen Krieg ein Kastell.
 - c) Hier stand ein römisches Kastell.
 - d) Hier stand ein Kastell während der Revolutionskriege von 1848/1849.
- 6) Welches ist der älteste Bau auf dem Schloss?
- a) Ruprechtsbau
 - b) Ottheinrichsbau
 - c) Gläserner Saalbau
 - d) Soldatenbau
- 7) Wer war Perkeo?
- a) Kurfürstlicher General
 - b) Erbauer des großen Fasses
 - c) Kurfürstlicher Hofnarr
 - d) Kurfürstlicher Hofmaler
- 8) Wie heißt der Turm im Heidelberger Schloss, in dem die Alchimisten nach Gold suchten?
- a) dicker Turm
 - b) achteckiger Turm
 - c) Apotheker-Turm
 - d) Seltenleer
- 9) Warum heißt der „Seltenleer“ „Seltenleer“?
- a) Es war ein Vorratsturm.
 - b) Hier waren Munition und Waffen untergebracht.
 - c) Es war der Gefängnisturm.
 - d) Hier war die Stadtkasse untergebracht.
- 10) Wo steht der Hexenturm?
- a) im Marstallhof
 - b) im Schlosshof
 - c) im Garten des Kurpfälzischen Museums
 - d) im Innenhof der Neuen Universität

- 11) Wen stellen die Engelsköpfe über der Tür des Ruprechtsbaus dar?
- a) Engelsköpfe nach dem Vorbild Michelangelos
 - b) Die beiden Kinder des Architekten, die beim Bau ums Leben kamen.
 - c) Die beiden Kinder des Kurfürsten
 - d) Allegorien der Jahreszeiten, in denen der Bau fertig gestellt wurde.
- 12) Welche Sage rankt sich um den Riss im Toring des großen Schlosstores?
- a) Er entstand durch einen Blitzeinschlag.
 - b) Die Hexe Jetta hatte versucht, den Ring durchzubeißen, um in den Besitz des Schlosses zu gelangen.
 - c) Eine Kanonenkugel traf den Ring während der Zeit der Belagerung.
 - d) Als der Ring am Tor angebracht wurde, war er noch nicht völlig ausgehärtet und bekam einen Riss, als der Hofmarschall zum ersten Mal an das Tor klopfte.
- 13) Von wem wurde der Hortus Palatinus erbaut?
- a) Friedrich V.
 - b) Karl Theodor
 - c) Graf Graimberg
 - d) Johann Wilhelm
- 14) Wie wurde der Hortus Palatinus früher noch bezeichnet?
- a) der hängende Garten
 - b) Garten Eden
 - c) Friedrichspark
 - d) das achte Weltwunder
- 15) Wie lang soll die Bauzeit des Elisabethentores vor dem Stückgarten betragen haben?
- a) eine Nacht
 - b) eine Woche
 - c) einen Monat
 - d) ein Jahr

- 16) Welchen Beinamen trug Kurfürst Friedrich V.?
- a) Sonnenkönig
 - b) Winterkönig
 - c) der Große
 - d) Soldatenkönig
- 17) Welche Verkleidung trug Friedrich der V., als er während des 30-jährigen Krieges kurzfristig in die Pfalz zurückkehrte?
- a) Bauer
 - b) Kaufmann
 - c) Mönch
 - d) einfacher Soldat
- 18) Mit wem war Liselotte von der Pfalz verheiratet?
- a) Ludwig XIV., König von Frankreich
 - b) Karl der Große
 - c) Philipp von Orleans
 - d) Zar Peter der Große
- 19) Was war das Lieblingsgericht Liselottes von der Pfalz?
- a) Wildschweinbraten
 - b) Gänsekeule
 - c) Schweinshaxe
 - d) Specksalat
- 20) Wann wurde Heidelberg das erste Mal zerstört?
- a) im Zweiten Weltkrieg
 - b) im Siebenjährigen Krieg
 - c) im Dreißigjährigen Krieg
 - d) im Ersten Weltkrieg
- 21) Wo war die berühmte Bibliotheca Palatina untergebracht?
- a) Jesuitenkirche
 - b) Providenzkirche
 - c) Augustinerkloster
 - d) Heiliggeistkirche

- 22) Wer war der letzte Kurfürst von der Pfalz?
- a) Karl Ludwig
 - b) Friedrich V.
 - c) Ottheinrich
 - d) Karl Theodor
- 23) In welcher Zeit wurde die Heidelberger Schlossruine zum Anziehungspunkt vieler bedeutender Dichter und Denker?
- a) Humanismus
 - b) Klassizismus
 - c) Romantik
 - d) Naturalismus
- 24) Wer schrieb das Lied *Alt Heidelberg, Du Feine*?
- a) Victor von Scheffel
 - b) Friedrich Hölderlin
 - c) Joseph von Eichendorff
 - d) Johann Wolfgang von Goethe
- 25) Welche populäre Monarchin hielt sich für kurze Zeit in Heidelberg auf?
- a) Lady Diana
 - b) Königin Luise
 - c) Kaiserin Elisabeth von Österreich (Sissi)
 - d) Königin Margarethe von Dänemark
- 26) Welcher Präsident wurde in Heidelberg geboren?
- a) Reichspräsident Friedrich Ebert
 - b) Reichspräsident Paul von Hindenburg
 - c) Bundespräsident Theodor Heuss
 - d) Bundespräsident Richard von Weizsäcker

Wer mehr als die Hälfte der Fragen richtig beantwortet hat, kann sich nun beruhigt in ein Café setzen und die Stadt auf sich wirken lassen. Wer weniger als die Hälfte aller Fragen richtig beantwortet hat, sollte sich noch etwas eingehender mit der Stadt beschäftigen und erst dann seinen Kaffee genießen und dabei seine gewonnenen Erkenntnisse vertiefen.

Lösungen:

1) c, 2) b, 3) b, 4) d, 5) c, 6) a, 7) c, 8) c, 9) c, 10) d, 11) b, 12) b,
13) a, 14) d, 15) a, 16) b, 17) b, 18) c, 19) d, 20) c, 21) d, 22) d, 23) c,
24) a, 25) c, 26) a

Events in Heidelberg

4. November 2005

Auftaktveranstaltung: 200 Jahre „Des Knaben Wunderhorn“

Kulturamt der Stadt Heidelberg, Telefon 06221-5833000

17. bis 26. November 2005

Internationales Filmfestival Mannheim-Heidelberg

Weitere Infos: www.mannheim-filmfestival.com

23. November bis 22. Dezember 2005

Heidelberger Weihnachtsmarkt

Weitere Infos: www.cvb-heidelberg.de

25. März bis 28. April 2006

Heidelberger Frühling, Musikfestival

Weitere Infos: www.heidelberger-fruehling.de

6. Mai 2006, 19 Uhr

Literatursommer Baden-Württemberg

Kulturamt der Stadt Heidelberg, Telefon 06221-5833000

Im Internet unter: www.literatursommer.de

18. Mai bis 21. Mai 2006

11. Heidelberger Literaturtage

Kulturamt der Stadt Heidelberg, Telefon 06221-5833020

Im Internet unter: www.heidelberger-literaturtage.de

24. bis 28. Mai 2006

Landesturnfest

Weitere Infos: Badischer Turner-Bund e. V., Telefon 0721-181522

Mitwirkende am *Mythos Heidelberg* 2006

Alfred **Aschoff**, Neurochirurg, geboren 1946, lebt seit 1983 in Heidelberg.

Sonja **Baum**, freie Autorin und Wissenschaftsjournalistin, geboren 1979, hat fünf Jahre, von 1998 bis 2003, in Heidelberg Molekularbiologie studiert und während dieser Zeit ihren ersten Roman verfasst: den Heidelberg-Roman *Novembertag im Frühling*, Karin Fischer Verlag, ISBN 3895144010, www.sonja-baum.de.

Katharina Sabine **Blesch**, Studentin der Philosophie, Soziologie und Erziehungswissenschaft, 1985 in Heidelberg geboren, als kleines Kind mit den Eltern weggezogen, acht Jahre lang in Italien verbracht, Anfang 2005 zum Studium nach Heidelberg zurückgekommen.

Thomas **Demele**, Pfarrer der Christengemeinschaft, geboren 1953, lebt und arbeitet seit 1990 in Heidelberg.

Hans **Dölzer**, Journalist, Diplom-Grafiker, Buchbinder, Fahrlehrer, geboren 1955, aufgewachsen in der nordhessischen Provinz, 1974 Flucht ins Schlaraffenland mit der Hauptstadt Heidelberg, journalistische Arbeiten, meist rund um Motorräder, Buchübersetzungen und eigene Bücher unter dem Geburtsnamen Hans Hohmann: *Rad ab!*, 1988; *Touren in Baden-Württemberg*, 1992; *Motorrad-Elektrik in der Praxis*, 1997.

Rudi **Dorsch**, Studiendirektor a. D., 1939 geboren, in Heidelberg aufgewachsen und bis zum Abitur zur Schule gegangen, Studium der Wirtschaftswissenschaften an der Wirtschaftshochschule Mannheim und in München, Lehrer an der Kaufmännischen Berufsschule, zahlreiche Veröffentlichungen zur Heimatgeschichte in Zeitschriften und in der *Rhein-Neckar-Zeitung*, Mitautor des Heimatbuchs Sandhausen, Herausgeber zahlreicher Bücher zur kurpfälzischen Geschichte, unter anderem das *Kleinste Buch zur Kurpfalz*, lebt in Sandhausen.

Birgit **Erwin**, Lehrerin für Deutsch und Englisch, 1974 geboren, lebte von 1994 bis 2004 in Heidelberg, wo sie studiert hat; ihr erster Roman *Lichtscheu* erschien im Wurdack-Verlag, ihr zweiter Roman *Neun Leben* kommt 2006 auf den Markt.

Christine **Gebhard**, Director Public Affairs and Host Nation Relations, Mannheim Military Community, geboren 1956, gebürtige Kurpfälzerin.

Marion **Geelhaar**, lebt seit 1955 in Heidelberg, veröffentlichte Gedichte in der *Rhein-Neckar-Zeitung* und Kurzgeschichten in einem Berliner Magazin, unter anderem über ihre Kindheitserlebnisse in Berlin am Kriegsende 1945.

Joachim **Gerner**, Bürgermeister für Soziales, Schule und Kultur, geboren 1954, lebt seit Anfang 2005 in Heidelberg.

Peter **Goes**, Klinikseelsorger und Schriftsteller, geboren 1940, seit 2004 interdisziplinäres Gaststudium mit Teilnahme an einzelnen Vorlesungen und Seminaren zur Psychologie, Germanistik und Theologie an der Universität Heidelberg, veröffentlichte 2003 den Gedichtband über Selbstheilungskräfte *Leicht wie der Geist der Rose* im Verlag Vandenhoeck & Ruprecht.

Ouliana **Gorbolskaia**, Schülerin, 1990 geboren, besuchte Heidelberg von 18. Juni bis 16. Juli 2005, von 20. Juni bis 17. Juli 2004 und von 3. bis 31. Juli 2003, lebt in der Nähe von Moskau, Russland

Werner **Haag**, Gymnasiallehrer für Deutsch und Sport, 1939 geboren, studierte ab 1963 an der Ruperta Carola, ab 1971 Lehrer am Helmholtz-Gymnasium, lebt seit 2003 wieder in Heidelberg.

Werner **Hacker**, geboren 1954, seit 1974 Journalist und Autor in Heidelberg und Mannheim, unter anderem beim *Heidelberger Tageblatt*, 1985 erster Preis beim Mannheimer Kurzgeschichtenwettbewerb, lebt in Füssen (Allgäu) und betreibt ein Pressebüro.

Ludwig C. **Heyer**, Hochbau-Ingenieur, 1955 in Heidelberg geboren und aufgewachsen, lebt in Hirschhorn.

Willi **Heinrich**, Schriftsteller, am 9. August 1920 in Heidelberg geboren, am 12. Juli 2005 in Dobel gestorben. Seine 30 Romane erreichten weltweit eine Auflage von rund 40 Millionen Exemplaren, davon in Deutschland rund 15 Millionen. Der Heidelbergtext *Der Charme der alten Dame* stammt mit freundlicher Genehmigung des Autors aus dem Roman *In einem Schloss zu wohnen*, geschrieben 1950 bis 1952 unter dem Titel *Rupert*.

Gisela **Hofmann**, Gästeführerin in Heidelberg und Neckargemünd seit 1991, Schwerpunkt Dichter und Denker in Heidelberg und Umgebung, geboren 1939, wohnt seit 1968 in Neckargemünd, www.heidelberger-gaestefuehrer.de.

Rainer M. **Holm-Hadulla**, Psychologieprofessor an der Universität Heidelberg, Leitender Arzt des Psychotherapeutischen Beratungsservices des Studentenwerks und Psychotherapeut in Privatpraxis, geboren 1951, Autor des Buchs *Kreativität – Konzept und Lebensstil* (2005) u.v.a.m.

Walter **Jost**, Musiker und Filmvorführer, 1946 in Heidelberg geboren und aufgewachsen, lebt in Leimen.

Stefania **Kamieniecka**, Journalistin, 1941 in Polen geboren, lebt seit 2000 in Heidelberg.

Maria **Kopp**, Gästeführerin, lebt seit 1949 in Heidelberg, wo sie ihren Ehemann kennen lernte, www.heidelberger-gaestefuehrer.de.

Paula **Mack**, geboren 1913, lebt seit 1929 in Heidelberg.

Beth **O'Keefe**, Englischlehrerin, geboren 1965, lebt seit 2001 in Heidelberg.

Mircea M. **Pop**, Gymnasiallehrer und Bibliotheksangestellter, 1948 in Rumänien geboren, lebt seit 1989 in Heidelberg, Zyklus *Lob and das Schweigen* in der Anthologie *Die Ähnlichkeiten der Quelle*, Facla Verlag, Temeschburg 1985, *Eine Handvoll Worte*, Mirador Verlag, Arad 1996, *Anrufungen und andere Mikropoeme*, Romania Press, Bukarest 2002, Übersetzungen aus dem Deutschen ins Rumänische und umgekehrt in verschiedenen Literaturzeitschriften.

Anneliese **Richter**, Hausfrau, 1922 in Heidelberg geboren.

Susann **Rosemann**, Autorin, geboren 1969, 1989 Studium von Germanistik und Romanistik in Heidelberg, von 1990 bis 1997 Studium der Ur- und Frühgeschichte, Klassischen Archäologie und vorderasiatischen Archäologie in Heidelberg mit Abschluss Magister Artium, seitdem freiberuflich tätig, Veröffentlichung von Kurzkrimis in *Rhein-Neckar-Zeitung* und *Funk Uhr* und von Liebesgeschichten in Roman-

zeitschriften des Pabel-Moewig-Verlags, lebt werktags in Bietigheim-Bissingen, am Wochenende in Heidelberg.

Ana **Santak**, Deutsch- und Englischstudentin, geboren 1982, lebt seit 1990 in Heidelberg, Scheffelpreisträgerin, Mitglied der Scheffelstiftung. Für ihre Erzählung *Das fremd-vertraute Paradies* erhielt sie den Bertelsmann-Literaturpreis. Mit einem Essay über Jugendliteratur gewann sie den Landesliteraturwettbewerb Baden-Württemberg. Ihr Roman *Lovebites oder die Jungenleiden der W.* erschien 2002 im Beltz & Gelberg Verlag, www.ana-santak.de.

Michael **Santak**, Journalist, geboren 1957, lebt seit 1989 in Heidelberg, literarische Veröffentlichungen in Zeitungen, Zeitschriften und Anthologien, dritter Preis beim Bad Homburger Literaturwettbewerb, www.michael-santak.de.

Evelyn **Schäffer**, geboren 1963, freie Mitarbeiterin der Zeitschrift *Lavendelschaf*, in der im Herbst 2005 ihre *Rezepte aus dem Märchenwald* erschienen sind, veröffentlichte Gedichte in den deutsch-französischen Anthologien *Tanz der Grenzen – Danse des frontières* (2004) und *Am Liebesrand – Au bord de l'amour* (2005), lebt in Sinsheim.

Elke **Seiler**, Journalistin und Autorin, geboren 1969, hat Romanistik und Germanistik in Heidelberg studiert, lebt seit Sommer 2004 wieder in Heidelberg.

Johann **Strehler**, geboren 1910, lebt seit 1967 in Heidelberg.

Eliska **Suchankova**, Lehrerin für Musik und Deutsch, geboren 1961, besuchte Heidelberg von 7. bis 20. August 2005, lebt in Tschechien.

Artur **Wettstein**, Heidelberger Gästeführer, geboren 1904, gestorben 1980, www.heidelberger-gaestefuehrer.de.

Eckart **Würzner**, Bürgermeister für Umwelt und Energie, Kandidat für das Amt des Oberbürgermeisters, geboren 1961 als Kind einer Heidelberger Romanze, zog 1983 zum Studium nach Heidelberg, wo drei seiner vier Kinder das Licht der Welt erblickten. Heidelberg ist ihm zur zweiten Heimat geworden.

Edith **Zeile**, akademische Oberrätin im Ruhestand, geboren 1936, lebt seit 1953 in Heidelberg.

Bürgerbuch *Mythos Heidelberg* 2007

Das Bürgerbuch *Mythos Heidelberg 2007* erscheint Anfang November 2006.

Darin schreiben Heidelberg-Fans Geschichten, Gedichte, Szenen, Essays, Parodien, Erinnerungen, Heimatliches, Kurioses, Lustiges, Spannendes, Ergreifendes, Bewegendes, Mitreißendes.

Thema: Mythos Heidelberg heute.

Jeder kann mitmachen.

Beschreiben Sie Ihr persönliches Heidelberggefühl und das möglichst authentisch, originell und anspruchsvoll.

Bei Veröffentlichung eines literarischen Texts winken 20 Euro und ein kostenloses Exemplar des Bürgerbuchs *Mythos Heidelberg 2007*.

Bitte Namen, Geburtsdatum, Beruf, Bezug zu Heidelberg und Kontonummer angeben.

Einsendeschluss: 30. September 2006

Am besten eine Word-Datei mailen an:
info@dubravka-santak-verlag.de

Oder Typoskript schicken an:
Dubravka Santak Verlag
Stückerweg 6
69124 Heidelberg

Michael Santak (Hrsg.)

Mythos Heidelberg 2007

Ein Bürgerbuch von und für Heidelberg-Fans



DSV

Bürgerbuch Mythos Heidelberg 2005

Bestellung an: Dubravka Santak Verlag, Stückerweg 6, 69124 Heidelberg,
Telefon 06221-786587, Telefax 06221-783823, Mail: info@dubravka-
santak-verlag.de

Vorwort

Michael Santak *Das Gefühl, über dem Boden zu schweben*

Mythos

Beate Weber *Eine Stadt zum Verlieben*
Sebastian Schlaf *Bezaubernd, ja ergreifend*
Thomas Martin *Emilias Duft*
Oliver Richter *Zauber des Morgens*
Sonja Baum *Kleine Heile-Welt-Oase*
Jumiko Shimada *Eine Stadt wie im Märchen*
Jochen A. Bär *Heidelberger Wissenschaft in der ersten Liga*
Dirk Niebel *Mythos der Freiheit*
Karl A. Lamers *Probater Lockruf*
Norbert Theobald *Heidelberg in Wien am Rhein*
Lothar Binding *Heidelberg in Heidelberg am Neckar*
Volker Oesterreich *Produktive Konstellationen bilden*
Peter Seipel *Stellung als Wissenschaftszentrum bewahrt*

Landschaft

Paula Mack *Poem an Heidelberg*
Michael Treinies *Träumen, sehnen, ankommen*
Helga Flaig-Becker *Lang lieb ich dich schon*
Ana Santak *Das fremd-vertraute Paradies*
Hilde Domin *Heidelberg ist mein Zuhause*

Jugend

Walter Jost *Mein Freund Harry*
Marc Zastrow *Erstes Semester*
Werner Hacker *Anselm³*
Michael Santak *Der Schatz im Emmertsgrund*
Juliette und Violette Delerue, Cristina Morisoli und Alessia Pauchard
Das Heidelberger Nachtleben
Hans-Martin Mumm *Weltoffenheit und die Sehnsucht nach Jugend*

Liebe

Birgit Erwin	<i>Die Wölfin vom Wolfsbrunnen</i>
Ernst F. Grillinski	<i>Die Ernstfried-Saga</i> <i>1. Der Thermalbad-Casanova</i> <i>2. Wink mit dem Taktstock</i> <i>3. Der Zahn der Zeit</i> <i>4. Späte Einsicht</i>
Michael Santak	<i>Die Liebe in Heidelberg</i>

Heidelberger

Paula Mack	<i>Liselotte</i>
Ernst F. Grillinski	<i>Und der Chip lächelte</i>
Elke Seiler	<i>Sommerende</i>
Karl-Heinz Lauber	<i>Traumnacht</i>
Michael Santak	<i>Quarkkrise auf dem Neckar</i>
Kurt Pulster	<i>Der Weststädter Stolz</i>
Michael Santak	<i>Perkeos Deo</i>
Brian Nicols	<i>In Heidelberg sind alle zufrieden</i>

Tourismus

Silke Kühn	<i>Altstadt in Gold</i>
Carsten Labudda	<i>Thing</i>
Ludwig C. Heyer	<i>Die Fähre</i>
Evelyn Schäffer	<i>Heidelberger Sandstein</i>
Susanne Zimmer	<i>In drei Stunden durch Heidelberg</i>
Ouliana Gorbolskaia	<i>Ein Studentenkuss zum Nachttisch</i>
Michael Santak	<i>Schloss mit Meeresblick</i>

Highlights

Vom Homo heidelbergensis zum Weltkulturerbe
Heidelberger Prominenz
Heidelbergs Nobelpreisträger
Forschungseinrichtungen in Heidelberg
Quellen

Aktuell

Terminkalender 2005
Telefon- und Adressbuch
Entertainment des Tages
Zu den Mitwirkenden

Rezensionen zu *Mythos Heidelberg 2005*

„Michael Santak hat als Herausgeber eines ungewöhnlichen Werkes versucht, dem Mythos ein bisschen auf den Zahn zu fühlen. An berühmten Namen fehlt es dabei nicht. Hinzu kommt noch eine ganze Reihe Storys, fiktiver und biografischer Natur, die Heidelberg-Fans verfasst haben und die jede Menge Heidelberger Geist atmen. Geeignet sind sie garantiert, dem Heimwehkranken jede Menge Neckar-Sehnsucht einzupflegen. Neuschwanstein plus Oxford, das ist laut Michael Santak eines der Geheimrezepte, die Heidelberg so faszinierend machen.“
Rhein-Neckar-Zeitung

„Mythos Heidelberg 2005 heißt ein nagelneues Bürgerbuch, das viele Seiten der Touristenattraktion aufblättert. Hier erzählen Heidelberger in 31 literarischen Texten und zwölf Interviews von ihrer Stadt. Eine umfassende Zeittafel mit vielen Veranstaltungstipps für das Jahr 2005 macht Lust auf einen Besuch in der Neckarstadt. An der 162 Seiten starken Liebeserklärung an Heidelberg haben viele Bürger mitgeschrieben, schließlich lud ein öffentlicher Aufruf zum Mitmachen ein. Die Geschichten und Gedichte erzählen von Liebe, Mythos, Landschaft, Jugend, Tourismus und lassen die altherwürdige Stadt besonders lebendig werden. Zu haben ist das fröhliche Büchlein für 16,80 Euro.“
Mannheimer Morgen

„Das Buch ist eine heitere, unterhaltsame Plattform für Heidelberg-Amateure, Liebhaber im Wortsinn also, die sich dem Objekt ihrer Liebe mit den ihnen eigenen Mitteln nähern: eine Kombination von ‚oral history‘ und Schreibwerkstatt.“
Szylas Lesezeichen

„Das Projekt von Michael Santak: Ein Bürgerbuch über den Mythos Heidelberg – gemacht von Heidelbergern, aber nicht nur für Heidelberger. Nach der Lektüre stellt man vielleicht etwas überrascht fest: Der Mythos Heidelberg lebt wirklich – aber in vielen unterschiedlichen Facetten. Denn Heidelberg zeigt sich in den Texten so lebendig wie eh und je: als eine Stadt der Studenten, als eine Stadt der Frauen und als eine Stadt der Wissenschaft.“
Boulevard Sonntag